

Tages Woche

Freitag
05.08.2016

Nr. 32

Fr. 5.–

Skurrile Museen

Sportwagen, Solex, Urnen:
in den Wunderkammern von
passionierten Sammlern.

Seite
6

SCHATZ DES SAMMLERS

ANZEIGE

SCULPTURE ON THE MOVE 1946–2016

kunstmuseum basel

DIE GROSSE SONDERAUSSTELLUNG ZUR ERÖFFNUNG
DES ERWEITERTEN KUNSTMUSEUMS BASEL

**Bewahren Sie diese
Zeitung sorgfältig auf.
Sie ist die einzige
Schlafunterlage
für Sie und Ihre
kleine Schwester.**

**Traurige Realität für Millionen Opfer
von Kinderhandel und Ausbeutung.**



**Jetzt per SMS Fr. 20.– spenden:
tdh 20 an 488.**



Terre des hommes

Kinderhilfe weltweit.

tdh.ch

INHALT

Regierungsratswahlen BS FOTO: NILS FISCH



Journalisten tun sich schwer mit Eva Herzog, bei bürgerlichen Politikern hingegen ist sie sehr beliebt. Eine Begegnung mit der Basler Finanzdirektorin.

Seite 20

Gesundheitswesen FOTO: KEYSTONE



Die Basler Politik schaut zu, wie die Gesundheitskosten explodieren.

Seite 17

Lesbos FOTO: REUTERS



Die Fischer retten viele Flüchtlinge. Jetzt brauchen sie selber Hilfe.

Seite 30

- Víctor Cuica S. 4
- Bestattungen S. 16
- Kultwerk S. 39
- Zeitmaschine S. 40
- Wochenendlich S. 41
- Kreuzworträtsel S. 42
- Impressum S. 42

Fahrdienst

Widersprüche bei Uber: Die Firma möchte, dass die Fahrer so viele Passagiere wie möglich befördern. Richtig Geld verdienen sollen sie damit aber ja nicht.

Seite 22



Reto Aschwanden
Produktionsleiter

Schatzkammern der Sammelleidenschaft

Es sind unscheinbare Orte, die wir Ihnen in dieser Ausgabe präsentieren. Zumindest von aussen betrachtet. Doch tritt man ein, öffnen sich in vielen kleinen Museen der Region Basel wahre Schatzkammern voll mit Bubenträumen.

Da gibt es spektakuläre Schlitten der längst untergegangenen Schweizer Automarke Monteverdi oder das schmucke Velosolex, das seine Blütezeit nach dem Zweiten Weltkrieg erlebte. Bubenzeug eben. Und es sind nicht nur Motoren, die den Sammeltrieb auf Touren bringen: Dieter Stalder sammelt und baut Orgeln und Harmonien, Peter Galler frönt im Museum für Bestattungskultur dem Morbiden.

Es ist vielleicht kein Zufall, dass all diese Museen von Männern betrieben werden. Anscheinend sind viele Herren der Schöpfung Jäger und Sammler geblieben. Das kennt man von Frauen weniger. Dafür gibt es heute zum Glück Frauen, die sich der Politik widmen.

So wie Eva Herzog. Wir widmen der Basler Finanzdirektorin in dieser Ausgabe ein Porträt. Es ist der Auftakt zu einer Serie, mit der wir Ihnen in den kommenden Wochen die Kandidatinnen und Kandidaten für den Regierungsrat vorstellen werden.

Köpfe sind das eine, wichtiger noch sind vor den Wahlen aber die Themen. Oder sie wären es: Kollege Renato Beck beschreibt die Kapitulation der Basler Politik vor den ewig steigenden Gesundheitskosten und zeigt Ansätze, wie auf Kantonsebene dem Druck auf die Prämienzahler begegnet werden könnte.

Geniessen Sie den Rest der Ferien, gehen Sie ins Museum, tanken Sie Energie und machen Sie den Kopf frei, bevor der Alltag wieder losgeht. Schon bald sind Sie als Wählerinnen und Wähler gefragt, über die Zukunft von Basel-Stadt mitzuzentscheiden.

tageswoche.ch/+pgfc5

Weiterlesen, S. 6



Was gibts denn da zu sehen?
tageswoche.ch/
+zbmla

Weiterlesen, S. 20



«Man weiss bei mir, woran man ist»,
tageswoche.ch/
+6j3jy

Victor Cuica

von Michel Schultheiss

Hier ein Strassenmusiker, daheim in Venezuela ein bekannter Jazz-Saxofonist und Schauspieler: Victor Cuica zieht es immer wieder nach Basel.

Mit Hawaiihemd und Panamahut steht er beim Coop Pronto. Er gibt den Jazz-Standard «St. Thomas» von Sonny Rollins zum Besten und improvisiert dezent, aber voller Spielfreude. Klimpert eine Münze in den Instrumentenkoffer, erklingt sogleich seine sonore Stimme: Mit einem freundlichen «chévere» – in Teilen Lateinamerikas üblich für «cool» – bedankt sich der Gentleman mit dem Tenorsaxofon.

Momentan ist Victor Cuica wieder in Basels Fussgängerzonen anzutreffen. Was die wenigsten wissen: In seiner Heimat, der venezolanischen Hauptstadt Caracas, wird der 67-Jährige auf der Strasse ständig begrüsst. Als Jazz-Saxofonist, Filmmusikkomponist und Schauspieler ist Cuica dort ein bekanntes Gesicht.

Dass er seit elf Jahren regelmässig nach Basel kommt und hier jeweils während ein paar Monaten musiziert, hat familiäre Gründe: Seine Tochter und die beiden Enkelkinder wohnen hier.

Seinen Lebensunterhalt verdient er sich in Caracas als Musiker: Er spielt in einem Restaurant und einem Fünf-Sterne-Hotel wie auch auf Partys und Hochzeiten. Die Inflation machte es zu einem teuren Unterfangen, ins Ausland zu reisen. «Für den diesjährigen Besuch musste ich eines meiner Saxophone verkaufen», sagt Cuica.

Prügel von der Handörgelfrau

Der Sohn eines Maurers und einer Fabrikarbeiterin wuchs in bescheidenen Verhältnissen auf. Als 14-Jähriger hielt er zum ersten Mal ein Saxofon in der Hand. Karriere machte er in jungen Jahren in Militär- und Marinekapellen.

In New York nahm er Unterricht bei Mario Rivera, einem bekannten Vertreter des Latin Jazz. Andere Grössen wie Tito Puente, Luis Perdomo und Paquito D'Rivera wurden zu seinen Bandkollegen. Auch den Vibrafonisten Lionel Hampton durfte er schon mit dem Sax begleiten.

Ab den Siebzigern verhalfen ihm Rollen in Filmen und Telenovelas zu Bekanntheit. Dass er seine Arbeit ausbauen konnte, war auch seiner Ex-Frau zu verdanken: Solveig Hoogesteijn, eine holländisch-deutsche Filmregisseurin, verfilmte in Venezuela die Erzählung «Das Meer der



Aus der Militärkapelle über New York ins Gerbergässlein: Víctor Cuica.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

verlorenen Zeit» von Gabriel García Márquez. Cuica schrieb die Filmmusik.

Seine letzten Filme und die Ehe mit der Regisseurin liegen ein paar Jahre zurück. Nun widmet sich der Venezolaner wieder ausschliesslich der Musik. Längst hat er mit der Basler Szene Kontakte geknüpft: Am diesjährigen Em Bebbi sy Jazz wird er mit der Ritmo Jazz Group auf der Bühne stehen. Seit mehreren Jahren wird er als Flötist für Gastauftritte eingeladen.

Nicht nur deswegen hält er sich gerne in Basel auf: Die Sicherheit auf der Strasse und dass aus jedem Brunnen Trinkwasser sprudelt, sind Dinge, die er im Vergleich zur krisengeschüttelten Grossstadt Caracas besonders hervorhebt. Einer seiner Lieblingsorte ist das Gerbergässlein mit der Wandmalerei von Rock-Koryphäen.

Als er vor elf Jahren – noch vor den Regeln für Strassenmusiker – zum ersten Mal in Basel spielte, erlebte er eine Feuerprobe: Als er beim Barfi seelenruhig vor sich hin spielte, drosch plötzlich eine wutentbrannte ältere Frau mit dem Stock auf ihn ein. Es handelte sich um eine Akkordeonistin, die tagedin, tagaus immer nur zwei Töne auf ihrem Instrument spielt. Dass ihr plötzlich ein richtiger Musiker die Show stahl, fand sie gar nicht lustig.

Heimatliebe trotz Mangelwirtschaft

Was die wirtschaftliche und politische Situation in Venezuela anbelangt, sieht Cuica schwarz: «Um die Versorgung sieht es schlecht aus – und die Regierung beschuldigt die Opposition dafür.» Vom Erbe des 2013 verstorbenen Staatspräsi-

denten Hugo Chávez, der «Bolivarischen Revolution», ist er alles andere als begeistert. Dabei war Cuica früher dezidiert links und unterstützte anfänglich den Chavismus. Mittlerweile ist er aber ernüchert über die Korruption und erzählt von langen Schlangen vor leeren Regalen in den Läden. Gemüse sei noch erhältlich, doch Fleisch, Reis, Milch, Zahnbürsten und Seife seien zur Mangelware geworden.

«Viele Freunde sagen mir, dass ich doch lieber in der Schweiz bleiben soll», sagt der Musiker. Dennoch sehe er seinen Platz eher in Caracas – auch wenn er Basel nach jeder Rückreise vermisst.

tageswoche.ch/+e6tmb

×

Ritmo Jazz Group: 19. August, 22.30 Uhr, Andreasplatz, Basel.

Basel ist weltbekannt für seine grosse, aufwendig inszenierte Kunst. Doch die «Leuchttürme» stellen kleinere Museen in den Schatten. Wir rücken sie ins Rampenlicht: Wussten Sie, dass es in Basel ein Friedhofmuseum gibt? In Waldenburg eine Zeitreise auf dem Velosolex? Hinter diesen Sammlungen stecken Menschen mit einer Leidenschaft. Eine Auswahl unserer Sommerserie «Skurrile Museen» finden Sie auf den nächsten Seiten. Und: Die Webcodes am Ende der Artikel führen Sie zu den Online-Versionen mit Videos.

WAS GIBTS DENN DA ZU SEHEN?

Monteverdi Automuseum

In den 1970ern baute Peter Monteverdi in Binningen exklusive Sportwagen. Doch schon 1985 war wieder Schluss.

Monteverdis Vermächtnis

von Marc Krebs

Es sticht aus dieser Sommerserie über skurrile Museen heraus: das Monteverdi-Automuseum in Binningen. Denn es steht nicht für die Leidenschaft eines Sammlers, sondern für jene eines Machers: Peter Monteverdi war der letzte grosse Autobauer der Schweiz. Sein Vermächtnis ruht hinter einer diskreten Fassade, die nicht erahnen lässt, was sich dahinter verbirgt: 70 exklusive Fahrzeuge auf drei Etagen.

Monteverdi (1934–1998) war der Sohn italienischer Einwanderer, der Autosport seine Passion: Er arbeitete nicht nur in der Garage seines Vaters, er fuhr auch Rennen, mit der Zeit auf seinen Eigenkonstruktionen – bis ihn 1961 ein schwerer Unfall auf dem Hockenheimring zur Vernunft brachte. Allerdings nur, was sein Leben als Rennpilot anging. Abseits der Rennstrecke reizte es den damals 27-Jährigen weiterhin, Risiken einzugehen und die Konkurrenz auszubremsten. Als einst jüngsten Ferrari-Händler der Welt verletzte es ihn, als Enzo Ferrari 1965 einem anderen Importeur den Vorzug gab. Trotzig sagte sich Peter Monteverdi: «Dann baue ich halt meine eigenen Sportwagen.» Der diese Anekdote erzählt, ist Paul Berger. Er hält den Namen Monteverdi hoch, war Chefverkäufer, beruflicher und privater Partner.

Ein ideenreicher Charakterkopf

Seit weit über 50 Jahren ist er für die Firma tätig, seit Monteverdis Tod 1998 ist er Nachlassverwalter. Und er redet noch immer ehrfürchtig vom Gründer – und im Präsens von den Autos. Für ihn ist Monteverdi noch lange nicht am Ende – auch wenn sein Museum Geschichten aus der Vergangenheit erzählt.

«Wir machten den Ferrari-Kunden unsere eigenen Fahrzeuge schmackhaft», erzählt Berger. «Als erste Sportwagenfirma produzierten wir Automatikgetriebe, Klimaanlage und Lenkhilfe. Alle Experten sagten uns: Ihr spinnst.» Doch die Zeit gab ihnen recht. «Heute gibt es keinen Sportwagen mehr, der noch handgeschaltet ist.» Monteverdi, ein ideenreicher, ehrgeiziger Charakterkopf, hinterliess seine Spuren in der Sportauto-Geschichte.

Wer in den beliebten Autoquartett-Spielen einen Monteverdi «Hai» hatte, war der König.

1970 wurde die Firma über Nacht weltbekannt: «Der «Hai» war *die Sensation* am Autosalon in Genf», sagt Berger beim Rundgang. Das schnittige Modell hatte 450 PS und raste in fünf Sekunden von 0 auf 100. Damit liess der Wagen Aston Martin oder Lamborghini alt aussehen und auch günstig. War der Monteverdi «Hai» mit 90 000 Franken doch teurer als die italienische und britische Konkurrenz. Das schlug sich auch in den beliebten Autoquartett-Spielen nieder: «Wer einen «Hai» hatte, war der König», sagt Berger.

Im Museum ist nachvollziehbar, wie vor 50 Jahren Autos designt wurden: Anhand von Zeichnungen baute man ein Holzmodell. Nahm eine Blechtafel, legte sie auf das Modell, hämmerte das Blech in Form, schnitt es aus und schweisste es schliesslich aufs Chassis.

Der «Hai» ging nie in Serienproduktion: Vier Modelle wurden hergestellt, drei davon stehen heute im Museum. Das vier-

te erzielte vor sechs Jahren bei einer Auktion in Paris 398 000 Euro.

Dass der «Hai» nie serienmässig produziert wurde, ist gemäss Berger auch auf die Ölkrise in den frühen 1970er-Jahren zurückzuführen: Die Scheichs drehten den Hahn zu, die Benzinpreise explodierten, was sich gerade auch auf den Absatz des jungen Marktteilnehmers Monteverdi niederschlug: Seine durstigen Sportwagen waren weniger gefragt.

Diskrete Kundschaft

Deshalb sattelte er um auf Luxus-Geländewagen. Mit Erfolg: Der Monteverdi Safari verlieh der Schweizer Marke nochmals Schub. Mehr als 3000 Stück wurden gebaut, der Renner aus Binningen war in den 1970er-Jahren seiner Zeit voraus: Mit einem Fernseher, einem Kühlfach – ja, es gab sogar Modelle mit Panzerglas. Der Terror der RAF und anderer Guerilla-Gruppen sorgte für die Nachfrage.

Und wer hat solche Autos gekauft? «Wir sind wie Gstaad: verschwiegen», sagt Berger. «Unsere besten Kunden waren im Iran, Irak und Libanon zu Hause», lässt er sich immerhin entlocken. Und der Schah von Persien, fuhr auch er einen Monteverdi? «Ja. Er brachte seine Fahrzeuge jeweils nach Binningen in den Service – mit einem Transportflugzeug.»

So exklusiv die Marke war, so exklusiv sind heute die Öffnungszeiten des Museums. Man kann es nur nach Voranmeldung besuchen, zum Preis von 250 Franken, womit bewusst Gruppen angesprochen werden. Warum? «Als wir noch für einzelne Besucher offen hatten, kam es immer wieder zu Schäden an Fahrzeugen», sagt Berger. «Also entschieden wir uns für weniger Besucher – und weniger Aufwand. Denn das Museum ist sehr teuer im Unterhalt.»

Und diesen finanziert Berger privat. Gab es nie einen Zustupf vom Kanton Baselland? Er winkt ab. «Hören Sie auf!» Probiert hat er es mal, weil das Museum nach 30 Jahren erneuert werden sollte. Doch stiess er beim klammen Kanton auf taube Ohren. 50 000 Franken wurden ihm angeboten, aus dem Lotteriefonds. Berger, so stolz wie Monteverdi, verstand diesen Tropfen auf den heissen Stein als Affront.

Übrigens: Die Fahrzeuge in Binningen werden ein- bis zweimal pro Jahr gefahren. «Damit die Motoren laufen», sagt Berger. Am Steuer sitzen Mitglieder des Monteverdi-Clubs, Sammler, die Freude an Autos haben. Und von denen gebe es auch in der Region Basel mehr als man denke. Wer dazugehört, verrät er nicht. Die Diskretion des Luxushändlers hat er sich bewahrt. So wie die Erinnerung an die goldenen Tage des Monteverdi-Werks in Binningen.

tageswoche.ch/+2bmla

×

**Monteverdi Automuseum,
Oberwilerstrasse 20, Binningen.
Zutritt auf Voranmeldung und nur für
Gruppen: 061 421 45 45.
www.monteverdi-automuseum.com**



Peter Berger zeigt den Fernseher im Monteverdi «Safari» (unten). Vom «Hai» (oben) gab es nur vier Stück. FOTOS: HANS-JÖRG WALTER

Im Museum für Bestattungskultur dürfen Kinder auf einem Leichenwagen Cowboy spielen. Das macht das Museum noch lange nicht zu einem Ort des Morbiden und Grotesken.

Im Reich der Toten darf gelacht werden

von Elin Fredriksson

Urnen, Särge, Leichenwagen und Trauerbilder – was für ein Mensch muss das sein, der solch skurrile Dinge sammelt? Ein verschrobener Kauz mit Todessehnsucht? Nicht doch. Peter Galler, der Gründer des Museums für Bestattungskultur auf dem Friedhof Hörnli, ist voller Lebensfreude und bringt seine Besucher gerne zum Lachen.

«Dort oben ist meine Frau», sagt der ehemalige Grabmacher-Meister zu Beginn der Führung. Er zeigt auf eine Urne, die ganz alleine auf einem Holzregal steht.

«An der Museumsnacht schaut sie nach dem Rechten. Verhält sich ein Angestellter nicht, wie er soll, dann kriegt er von ihr eins hinter die Löffel!»

Frau Gallers Urne ist die einzige, die «bewohnt» ist. Alle anderen stehen unbenutzt in Glasvitrinen. Angefangen hat alles vor 55 Jahren im Keller des Friedhofs Hörnli. Der war mit einigen dieser leeren Urnen gefüllt. Platz musste her. Deshalb wurde der damals 20-jährige Galler beauftragt, alle Urnen zu zerschlagen.

Doch Galler stiess dabei auf eine Serie aus dem 19. Jahrhundert, deren Handwerk ihn derart beeindruckte, dass er sie unmöglich gefühllos in Scherben zu schla-

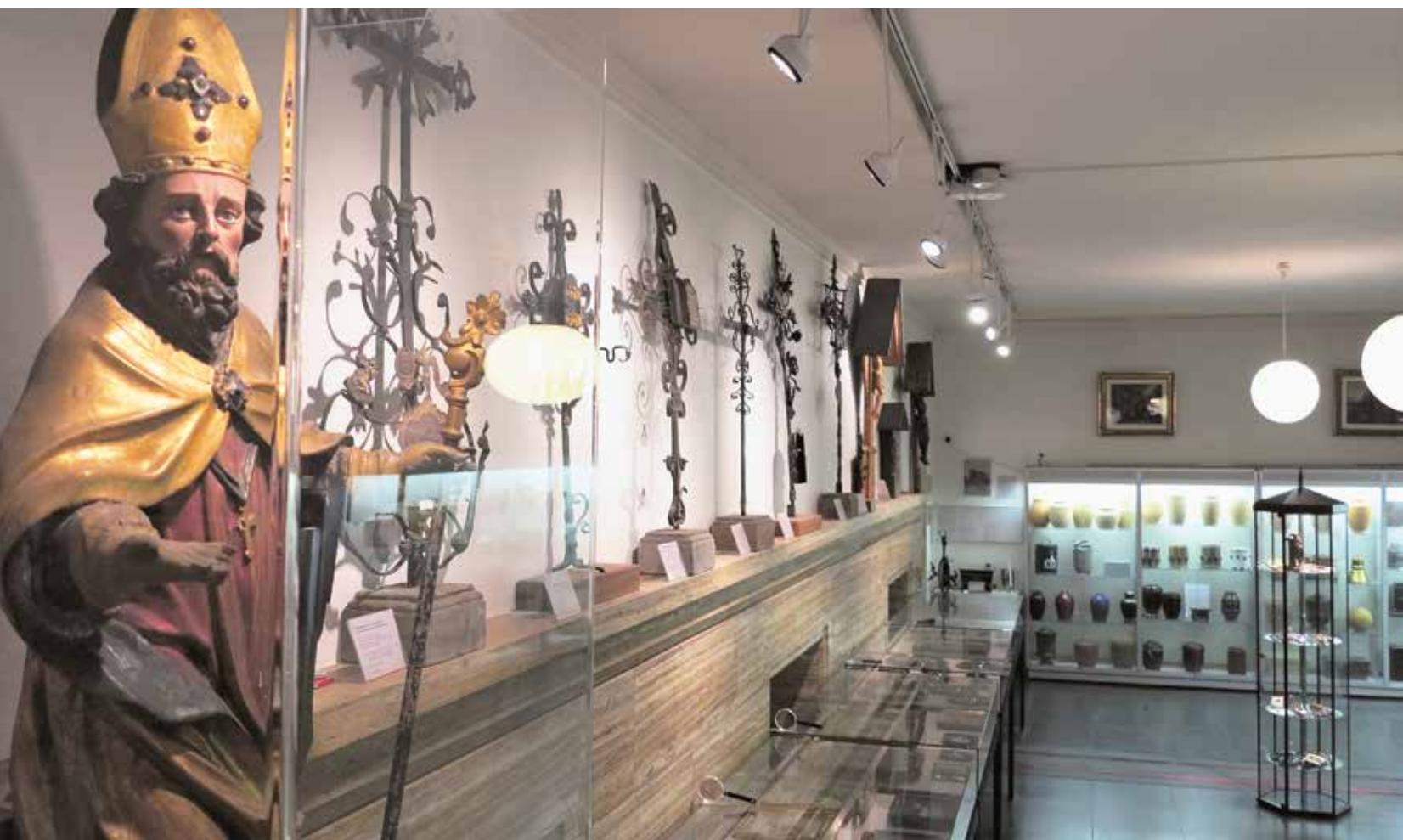
gen vermochte. Was er mit den Urnen machen wollte, wusste er nicht. Sein damaliger Chef hingegen schon: Ein Museum sollte her. Und so begann Galler zu sammeln.

Heute weiss er, dass seine Sammlung ein Kulturgut beziehungsweise überhaupt Kultur ist: «Als wir Menschen anfangen, unsere Toten zu bestatten und sie nicht einfach vor die Höhle oder in den Wald zu werfen, in diesem Moment hat Kultur begonnen.»

In der Zwischenzeit haben sich im Museum einige Kuriositäten angesammelt: da eine runde Fussball-Urne, dort eine Tupperware-Urne aus Plastik oder eine

Schätze aus 55 Jahren Sammelleidenschaft: die Sammlung Friedhof Hörnli.

FOTO: ELIN FREDRIKSSON



Öko-Urne aus Orangenschalen und Kartoffelstärke. Für Reisefreudige gibt es die Transporturne. Peter Galler sieht das pragmatisch: «Viele sterben im Ausland und kommen im Handgepäck nach Hause. Es ist viel vernünftiger, sich im Ausland kremieren zu lassen, statt einen Sarg zu transportieren.»

«Viele sterben im Ausland und kommen im Handgepäck nach Hause.»

Skurril beginnt die Führung und skurril geht es weiter im Museum für Bestattungskultur: An der Wand hängen Bilder, die mit der sogenannten Haarstaubtechnik angefertigt wurden. Es handelt sich dabei um Ahnenbilder, wie sie im 19. Jahrhundert beliebt gewesen sind. Der Künstler nahm das Haar einer verstorbenen Frau, mahlte es zu feinem Staub und klebte es auf – Trauerarbeit im wahrsten Sinne des Wortes.

Es kommt aber noch schräger! Bei den Gelenkersatzteilen, da «tätschts d Lüüt ewäg», sagt Galler. Tatsächlich: Man kann sich kaum vorstellen, dass die riesigen Metallstücke in der Vitrine mal als Hüft- und Kniegelenke in einem Menschenkörper untergebracht gewesen sein sollen. Da diese Teile bei einer Kremation nicht verbrennen, bleiben sie übrig.

Und wer schaut sich das alles an? Schulklassen, Vereine, Zünfte, Geburtstags-Gesellschaften – alles sei dabei, sagt Galler. Aus der Stadt Basel würden allerdings nie Schulklassen kommen. Auch finanziell bekomme er von der Stadt keine Unterstützung. «Irgendwie ist dieses Museum schwierig für die Stadt Basel», glaubt Galler.

Setz dich auf den Leichenwagen

Ums Geldverdienen gehts ihm ohnehin nicht. Viel wichtiger ist ihm die Botschaft, die er mit dem Museum vermittelt: «Wenn ich einem Kind die Angst vor dem Gottesacker nehmen kann, habe ich doch schon etwas Supergutes gemacht.» Und damit das funktioniert, fordert er Kinder auf, sich auf die Leichenwagen zu setzen.

Was passiert denn mit dem Museum, wenn Gallers Besuch auf Erden zu einem Ende kommt? «Zum Glück gibt es einen Verein, der sich darum kümmern kann. Schön wäre auch, wenn ein Studierter daran weiterarbeiten könnte», sagt er. Sicher ist schon heute: Wenn es so weit ist, wird Galler in derselben Urne wie seine Frau hausen und von dort aus mit ihr zusammen über das Museum wachen.

tageswoche.ch/+zqkrf

Sammlung Friedhof am Hörnli, Hörnliallee 70 in Riehen, geöffnet jeden 1. und 3. Sonntag im Monat von 10 bis 16 Uhr.



Luzius Martin flippert lieber, als selber zuzuschlagen.

FOTO: ELIN FREDRIKSSON

Schweizerisches Boxmuseum

Im Boxmuseum stellt Luzius Martin seine Sammlung von Boxartikeln aus.

Muhammad Ali im Thai-Restaurant

von Elin Fredriksson

Das Erste, was beim Betreten des Restaurants Chanthaburi an der Feldbergstrasse auffällt, ist ein Flipperkasten, den das Gesicht Muhammad Alis zielt. Weiter hinten stehen zwei Vitrinen mit signierten Boxhandschuhen und einem Fotobuch mit Ali-Bildern: Was machen diese Dinge in einem thailändischen Restaurant?

Der ahnungslose Restaurant-Besucher wird bald feststellen, dass er sich im Eingangsbereich des Schweizerischen Boxmuseums befindet, das Martin mit seinen Vereinskollegen vom Club 789 betreibt. Mit seiner Frau Sairung betreibt er auch das Restaurant Chanthaburi. Auf Anfrage kann der Keller besucht werden, wo sich der Hauptteil des Museums befindet. Dort gibt es von einer 30 Zentimeter grossen Figur von Mike Tyson bis zu Sammelbildern aus den 1920er-Jahren alles, was das Boxerherz bewegt.

Eine Wand mit Autogrammkarten und Fotos von Boxlegenden bilden das Herzstück des kleinen Museums – ein vertikaler «Walk of Fame» mit den wichtigsten Persönlichkeiten der Boxgeschichte. Insgesamt besitzt Martin über 3000 Ausstellungsstücke – die Sammlung breitet sich bis in die private Wohnung aus.

Muhammad Ali ist im Museum besonders gut vertreten. Neben Autogrammkarten, Fotos und einem Händeabdruck besitzt Martin eine Actionfigur, eine

Schuhputzcreme und eine Schallplatte, deren Hersteller das Gesicht der Boxlegende zu Marketingzwecken verwendeten.

Neben Ali gehört der deutsche Schwergewichtboxer Max Schmeling zu Martins Favoriten und den Schwerpunkten des Museums. Als überwachender Schutzpatron hängt Schmeling zuoberst an der Fotowand – er wurde vor einigen Jahren zum Ehrenmitglied des Vereins gewählt.

Als sie ihm per Post die Anfrage schickten, hätten sie nicht mehr als eine Unterschrift des Boxstars erwartet, erzählt Martin. Zurückkamen eine Widmung und ein Dankesbrief in schönster Schreibmaschinenschrift, in dem Schmeling den Vereinsmitgliedern «viel Freude am schönen Boxsport» wünschte.

Manchmal organisieren die Männer vom Club 789 einen Themenabend, den sie einem bestimmten Boxer widmen an dem alles dementsprechend dekoriert wird. Oder sie versammeln sich, um zusammen Boxkämpfe im Fernsehen anzuschauen. Und vielleicht kommt an manch einem Abend eine Atmosphäre wie in einem Boxkeller auf – nur liegt anstatt Schweiss der Duft thailändischen Essens in der Luft. tageswoche.ch/+dbsmt ×

Schweizerisches Boxmuseum, Feldbergstrasse 57, Basel. Geöffnet samstags, 15–18 Uhr, oder nach Vereinbarung während der Öffnungszeiten Restaurant Chanthaburi (11.30–14 Uhr, 18–24 Uhr, sonntags geschlossen).



Ein Ständchen gibts gratis dazu: Dieter Stalder an einer selbst gebauten Orgel.

FOTO: ELIN FREDRIKSSON

Harmonium- und Orgelmuseum

Dieter Stalder mag Musik und Handwerk. Die Orgel und das Harmonium verbinden beide Leidenschaften – und deshalb widmet er diesen Tasteninstrumenten ein ganzes Haus.

Dieter Stalder liebt die Technik und die Psalmen-Pumpe

von Elin Fredriksson

Es ist eng. Überall, wo man hinschaut, befinden sich grosse Kästen – einige gehen fast bis zur Decke, andere sind zum Drüberstolpern klein. Die einen sind schlicht, die anderen verziert. Ist das ein überfüllter Dachboden? Keineswegs: Wir befinden uns im Orgel- und Harmoniummuseum in Liestal, und die Kästen sind keine Kästen, sondern Instrumente – in allen Formen, Farben und Grössen.

Inmitten dieser Fülle steht Dieter Stalder. Er ist der Betreiber des Museums und weiss genau, wie er Leben in die «Kästen» bringt: Er macht das Licht an, setzt sich an die Klaviatur eines Instruments und haut in die Tasten. Schon füllt sich das ganze Haus mit fröhlichen Klängen. Eine Führung im Museum beinhaltet nicht nur Technik und Geschichte – sondern auch ein Privatkonzert.

Ein Harmonium ist keine Orgel

Die Orgel kennt man ja. Aber was ist eigentlich ein Harmonium? «Ach, die Jungen wissen das ja gar nicht mehr», sagt der pensionierte Sekundarlehrer kopfschüttelnd. Die ältere Generation kenne das Harmonium noch in Anlehnung an urchige Gottesdienst-Gesänge unter Namen wie Psalmen-Pumpe, Halleluja-Bläser oder Jerusalem-Traktor.

«Ein Harmonium ist zehnmal besser als ein Klavier», sagt Stalder. Aus Laien-Perspektive sieht es aus wie eine Orgel, einfach kleiner. Doch es gibt noch mehr Unterschiede: «Das Harmonium hat ähnliche Funktionen wie ein Keyboard. Im Gegensatz zum Ton der Orgel, der mit Pfeifen produziert wird, entsteht ein Harmonium-Ton über Durchschlagszungen, die durch Luftzufuhr in Schwingung versetzt werden.»

«Meine Kinder mussten ihr Zimmer nie mit einem Harmonium teilen. Fast nie.»

Durch diese Mechanik besteht der Vorteil, dass bei höherer Luftzufuhr der Ton nicht wie bei der Orgel verstimmt, sondern lauter wird. Auch kann beim Harmonium durch das Bedienen von Knöpfen eine Vielzahl verschiedener Klänge erzeugt werden – für den 71-Jährigen die perfekte Kombination: Er liebt Musik und Technik.

Diese Liebe flammte schon in jungen Jahren auf: In Küsnacht im Kanton Zürich, wo Stalder aufgewachsen ist, entdeckte er als kleiner Junge im Kirchengemeindehaus zum ersten Mal ein Harmonium. Wegen der vielen Knöpfe gefiel ihm das Instrument. Was ihn jedoch irritierte, waren die fehlenden Pfeifen, die er von der Orgel kannte. So kam es, dass er sich während

einer Pause klammheimlich ins Schulzimmer, wo ebenfalls ein Harmonium stand, schlich und es mit einem Sackmesser aufschraubte, um nachzuschauen, wie es technisch funktioniert.

Ein Haus muss her

Das technische Interesse für die Tasteninstrumente begleitete ihn bis ins Erwachsenenalter. Während des Lehrerseminars – Klavier- und Orgelstunden gehörten schon längst zum alltäglichen Programm – baute er seine erste Orgel. Der Orgelbau entwickelte sich zu einem Hobby, und auch andere Instrumente häuften sich im Hause Stalder an. Was ihm aber fehlte, war ein Harmonium. Über ein Zeitungsinserat erwarb er das fehlende Instrument – und damit begann die Sammeleidenschaft.

Die Sammlung wuchs, und irgendwann hatte er Platzprobleme. Zu dem Zeitpunkt waren die Instrumente im ganzen Haus verteilt, und sogar auf der Empore der Matthäuskirche, wo Stalder lange Zeit als Organist tätig war, ergatterte er sich Platz für seine Sammlung. «Ich habe aber immer darauf geachtet, dass es auch harmoniumfreie Zonen gab. Meine Kinder mussten nie mit einem Harmonium das Zimmer teilen.» Wirklich? Stalder denkt kurz nach: «Fast nie.»

Vor 24 Jahren beschloss Stalder, dem Platzmangel ein Ende zu setzen: Er baute im Garten seines Wohnhauses ein Museum für seine mittlerweile 150 Orgeln und Harmonien. Ausserdem gibt es seit 2005 im Aargau einen Aussenposten mit weiteren 50 Instrumenten.

Seit dem Einreichen des Zeitungsinserts sind 40 Jahre vergangen. Heute zählt sein Museum laut Stalder zu den weltweit grössten Sammlungen an Harmonien: «Und das nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ.» Um diese Qualität zu gewährleisten, braucht es die entsprechende Pflege – und die Mechanik der Instrumente ist hochkompliziert. Zum Glück hat Stalder sowohl Interesse als auch Begabung für das Technische: Sollte eine Taste klemmen, kann er selbst ran. Ausserdem hat er mehrere Instrumente mit seiner eigenen Note versehen und nach seiner ersten Orgel im Lehrerseminar weitere fünf gebaut.

Kuckucksuhren und Lüchterwiibli

Dabei kommt ihm nicht nur seine handwerkliche Begabung zugute, sondern auch seine künstlerische. Er zeigt eine Orgel mit verschnörkelten Verzierungen am oberen Rand: «Da war von Anfang an nichts dran, deshalb habe ich diese Dekoration selbst gemacht. Ich kann das nicht haben, wenn etwas so unschön und halbfertig ist.»

Neben der Orgel- und Harmoniumsammlung besitzt Stalder eine Reihe von weiteren Sammlungen wie Kuckucksuhren, kleine Figuren und eine spezielle Art von Kronleuchtern in Form von Frauenkörpern (sogenannte Lüchterwiibli).

Als Kreativmensch lässt er diese nicht nutzlos herumstehen, sondern bezieht sie in seinem Museum aktiv mit ein. Eine Sammlung kleinerer Figuren aus Russland hat er zum Beispiel in eine selbstgemachte Orgel eingebaut.

«Diese Figuren sind eine Erinnerung an eine Kreuzfahrt im Baltikum und stammen aus dem Sommerpalast des Zars in Russland. Als Sammler wollte ich natürlich nicht nur eine Figur, sondern alle. Aber was hätte ich mit diesen Figuren machen sollen? Jetzt dienen sie hier zur Dekoration.»

«Wenn ich ein Telefon kriege mit einem Angebot, kann ich nur beten, dass es sich um ein völlig uninteressantes Instrument handelt.»

Russland hin oder her – am Schönsten ist es für Stalder immer noch zu Hause. «Neben meiner Haustüre im Museum befindet sich das Paradies. Wenn ich verreist bin, dann habe ich schnell wieder Heimweh nach meinen Schätzen.»

Wie es mit dem Museum weitergehen soll, wenn Stalder sich irgendwann nicht mehr darum kümmern kann, weiss er noch nicht genau. Die Musik sei in der Familie sehr präsent, alle Kinder und Enkelkinder würden ein Instrument spielen. Doch um das Museum zu übernehmen, müsse man sich mit Orgeln und Harmonien auskennen, und damit sei er bis jetzt in der Familie noch alleine.

Gebrochene Verträge

Als Vorsorge hat Stalder einen Plan gezeichnet, wo er die ausgestellten Instrumente im Detail beschreibt, damit sich ein potenzieller Nachfolger einlesen kann. Selber weitersammeln will er aber auf keinen Fall: «Wenn ich ein Telefon kriege mit einem Angebot, kann ich nur zu Gott beten, dass es sich um ein völlig uninteressantes Instrument handelt.» Der Platz fehlt immer noch.

Ausserdem hat Dieter Stalder Verträge einzuhalten – er hat Frau und Kindern schriftlich versprochen, dass er keine neuen Instrumente mehr kauft. Garantie ist das keine: «Diese Verträge wurden ungefähr schon zehn Mal gebrochen.»

tageswoche.ch/+xlg8 ×

**Harmonium- und Orgelmuseum,
Widmannstrasse 9a, Liestal, geöffnet
nach Vereinbarung, Führungen auf
Vor Anmeldung: 061 921 64 10,
Dauer: 1,5 Stunden mit Live-Musik.**

In den Vierzigern war es Kult, später verlor es dann an Reiz. Doch für Roland Blättler ist das Velosolex heute noch ein Phänomen – und das führt er seinen Besuchern gerne vor.

«Man riecht es einfach» – im Bann des Velosolex

von Elin Fredriksson

Wem das Fahrrad zu langsam und die Töff-Prüfung zu mühsam ist, für den gibt es eine Alternative: das E-Bike.

Roland Blättler, Leiter des Velosolex-Museums in Waldenburg, schüttelt skeptisch den Kopf. Schnell sei es ja, das moderne Rad, aber etwas fehle: der Duft.

Bei den Velosolex, eine Art Vorgänger des E-Bikes, sei der Duft der Abgase unverwechselbar. «Man riecht es einfach», schwärmt Blättler. «Früher hat man das Velosolex ja überall gesehen. Heute ist es etwas Besonderes, wenn ich auf der Strasse eines entdecke.» Dieses Besondere führt Blättler gleich selbst vor: Er setzt sich auf eines seiner 25 Exponate, fährt einmal um die Ecke und wieder zurück.

Nach der Vorführung öffnet Blättler die Tür zum Museum: ein dunkler Raum, ein Velokeller der besonderen Art. Ordentlich aufgereiht präsentieren sich die Solex-Modelle, und im Hintergrund ist Zubehör zu sehen: Da steht eine alte Kasse eines Velosolex-Geschäfts, dort hängt ein T-Shirt, das Blättler einst bei der Velosolex-Schweizermeisterschaft trug.

Leise und fast ohne Benzin

Seit 40 Jahren sammelt der pensionierte Gastronom mit Herzblut alles, was mit den motorisierten Fahrrädern in Verbindung steht. Blättlers Interesse gilt hauptsächlich den technischen Details: «Das Solex fährt leise, braucht fast kein Benzin, hat eine Reibrolle und ist ein Hybrid zwischen Fahrrad und Motorrad», rattert er mechanisch runter.

Bis er auf die Funktion des Motors zu sprechen kommt. Diese sei einfach phänomenal. Durch das Treten der Pedale wird eine Reibrolle, ein kleines Gummirad angetrieben, das den Start des Motors ermöglicht. Durch diese Reibrolle wird die

Energie des Motors wieder auf das Vorderrad übertragen.

Diese phänomenale und doch einfache Technik hat in der Nachkriegszeit die Massen begeistert. Marcel Mennesson von der Firma Solex, die eigentlich Vergaser herstellte, hatte die Idee für den Reibrollmotor schon lange im Hinterkopf gehabt. Um 1940 entstand der erste Prototyp, indem ein Motor auf ein gewöhnliches Herrenfahrrad montiert wurde. Als 1946 die Produktion der ersten Modelle begann, stiessen die Hersteller damit auf grosses Interesse. «So kurz nach dem Krieg konnte man sich ein richtiges Motorrad nicht leisten. Das Velosolex war günstig, und man war damit gut ausgerüstet», so Blättler.

Für den Heimweg benutzt Roland Blättler lieber den Töff. Das geht schneller.

Mit 20 Jahren fuhr Blättler sein erstes Solex. Sein Interesse wuchs, auch weil sein Onkel in einer Velosolex-Vertretung arbeitete. «Wenn ich mein Solex zur Reparatur brachte, sagte er immer, ich könne in der Zwischenzeit einkaufen gehen. Aber das kam für mich nicht infrage, ich wollte dort bleiben und zuschauen!» Und dann habe ihn das Virus gepackt. Wer sich noch heute fürs Solex begeistere, der sei fanatisch, sagt Blättler stolz.

Mit dem Sammeln der Kulträder begann der Nidwaldner 1977, als er mit seiner Familie das Hotel Löwen in Waldenburg übernahm. Zu dieser Zeit war die Beliebtheit der Velosolex gesunken. Nicht jedoch bei Blättler: Der leerstehende Keller im Hotel eignete sich dazu, seine wachsende Sammlung auszustellen. «Sobald ich den Namen Solex hörte, war es schon gekauft.»

Besonders stolz ist Blättler auf seine «Perlen», wie er sie nennt. Es handelt sich um die zwei ältesten Exponate. Sie stammen aus der ersten Serie von 1947 und gehörten zu den ersten 10000 Modellen. «Als ich diese zwei Exponate sah, waren mir alle anderen egal», sagt Blättler. Weitere Besonderheiten sind das klappbare PliSolex und das Kindersolex in Miniaturformat.

Und dann singt Margrit Rainer

Ursprünglich war vorgesehen, ein Waldenburger Gemeindemuseum zu eröffnen, worin die Velosolex-Sammlung integriert werden sollte. Aus diesem Plan wurde nichts, stattdessen ist es nun umgekehrt: Ein Velosolex-Museum mit ein bisschen Gemeinde. Zwischen Rädern und Motoren entdeckt man auch Kuriositäten wie eine Busticket-Maschine oder Fleischwölfe. Mit Begeisterung erklärt Blättler bei jedem Gerät dessen genaue Funktion und die Technik dahinter – ein Sammler aus Leidenschaft eben.

Doch es bleibt nicht bei trockener Theorie: Zum Schluss der Führung schaltet Blättler den Plattenspieler ein und Margrit Rainers Stimme erklingt, die einst im «Löwen» auftrat. «Wenn ich den Plattenspieler anmache, dann haben meine Besucher den Plausch», sagt Blättler.

Lebt das Velosolex für ihn selber auch nur noch im Museum? Nein, gemeinsam mit seiner Frau macht der 76-Jährige ab und zu Ausflüge mit den Sammelobjekten – allerdings nur in die nähere Umgebung. Für den Weg nach Hölstein, wo Blättler zu Hause ist, benutzt er lieber den Töff. Weil das schneller geht. «Schliesslich hat man als Pensionierter einfach sehr wenig Zeit.»

tageswoche.ch/+oztlz x

Velosolex-Museum, Hauptstrasse 81 im «Löwen» in Waldenburg, geöffnet Do–Mo nach Vereinbarung.
leuewaldenburg.ch/solesxmuseum

Stolz auf die Perle: Roland Blättler auf dem ältesten Modell seiner Sammlung.

FOTO: ELIN FREDRIKSSON



Kinder-Solex F4

Hersteller: Solex
Jahr: 1961
Beschreibung: Das Modell wurde
entwickelt für den
Kindermarkt und
wurde in der
Kategorie der
Kleinkinder
eingestuft.

Basel-Stadt und Region

Allschwil

Stierli-Wieser, Armin, von Gebenstorf/AG, 01.08.1934–29.07.2016, Binningerstr. 55, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung im engsten Familienkreis.

Basel

Bartholdi, Othmar Wendelin, von Zezikon/TG, 14.09.1922–25.07.2016, Brantgasse 5, Basel, wurde bestattet.

Bartocha-Stölzel, Franz, von Basel/BS, 15.10.1924–25.07.2016, Allmendstr. 40, Basel, wurde bestattet.

Brunner-Steffen, Peter, von Basel/BS, 06.03.1951–22.07.2016, General Guisan-Str. 18, Basel, wurde bestattet.

Enderlin, Hans Robert, von Dürrenäsch/AG, 15.06.1932–31.07.2016, Horburgstr. 54, Basel, wurde bestattet.

Fischer, Heinz Erich, von Langenbruck/BL, 19.01.1937–25.07.2016, Claragraben 123, Basel, wurde bestattet.

Häfeli-Landus, Max, von Basel/BS, 16.12.1916–21.07.2016, Mülhauserstr. 35, Basel, Trauerfeier: Freitag, 05.08., 16.00 Uhr, Alters- und Pflegeheim Johanner, Mülhauserstr. 35.

Hengstler-Pöhl, Berta, von Basel BS, 08.05.1931–23.07.2016, Hagentalerstr. 7, Basel, wurde bestattet.

Hepp-Bitterli, Ruth Helene, von Basel/BS, 05.05.1921–18.07.2016, Giornicostr. 144, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Hungerbühler-Winzenried, Heidi, von Basel/BS, 21.07.1931–01.08.2016, Gellertstr. 138, Basel, Trauerfeier: Montag, 08.08., 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Lüdin-Schautz, Julianna, von Ram-linsburg/BL, 22.02.1937–25.07.2016, Leimenstr. 67, Basel,

Trauerfeier: Mittwoch, 10.08., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Lurati-Mathieu, Elio, aus Italien, 20.08.1931–28.07.2016, Altrheinweg 106, Basel, wurde bestattet.

Otz-Rüttimann, Markus Adolf, von Oberbalm/BE, 07.02.1959–25.07.2016, Bärenfelsenstr. 34, Basel, Trauerfeier: Freitag, 12.08., 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Pfommer, Urs Beat, von Basel/BS, 02.05.1941–31.07.2016, Lindenweg 3, Basel, Trauerfeier: Montag, 22.08., 14.30 Uhr, Leonhardskirche Basel.

Refardt-Roth, Irene Gertrud, von Basel/BS, 18.07.1920–20.07.2016, Kapellenstr. 17, Basel, Trauerfeier: Freitag, 05.08., 15.00 Uhr, Kirche St. Jakob.

Schlienger-Fehr, Alice, von Basel/BS, 09.04.1919–31.07.2016, St. Jakobs-Str. 201, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 09.08., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Schraner-Sandreuter, Ruth Rose-Marie, von Diessbach bei Büren/BE, 03.02.1935–20.07.2016, Burgfelderstr. 188, Basel, wurde bestattet.

Somazzi-Meury, Wally, von Montagnola/TI, 30.04.1928–27.07.2016, Mülhauserstr. 35, Basel, wurde bestattet.

Studer-Anderegg, Benjamin, von Zäziwil/BE, 14.01.1965–22.07.2016, Gundeldingerstr. 345, Basel, wurde bestattet.

Studer-Schaub, Ruth, von Basel/BS, 22.09.1943–28.07.2016, St. Galler-Ring 222, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Süess-Bolliger, Helene, von Basel/BS, 07.12.1925–25.07.2016, Horburgstr. 54, Basel, wurde bestattet.

Walzthöny-Pannatier, Rose Marie, von Oberhelfenschwil/SG, 22.09.1932–22.07.2016, In den Klosterreben 36, Basel, wurde bestattet.

Wyss, Petra, von Kirchleerau/AG, 05.06.1966–01.08.2016, Feldbergstr. 41, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Biel-Benken

Kron-Nussbaumer, Markus, von Ettlingen/BL, 17.09.1944–29.07.2016, Mühleweg 27, Biel-Benken, Abdankungsfeier: Freitag, 05.08., 14.30 Uhr, ref. Kirche Biel-Benken.

Frenkendorf

Walter-Barth, Esther, von Grächen/VS, 21.08.1958–29.07.2016, Rebgrasse 1, Frenkendorf, Urnenbeisetzung: Dienstag, 16.08., 14.15 Uhr, Friedhof Aussere Egg, Frenkendorf, Abdankung 15.00 Uhr, röm.-kath. Kirche Dreikönig, Füllinsdorf, Besammung Friedhof Aussere Egg, Frenkendorf.

Münchenstein

Locher-Polier, Mario Erwin, von Oberegg/AI, 20.04.1951–28.07.2016, (wohnhaft gewesen in Buix/JU), Münchenstein, Abdankung: Freitag, 05.08., 14.00 Uhr, ref. Dorfkirche, Kirchgasse 2, Münchenstein Dorf, anschliessend Beisetzung im engsten Familienkreis.

Ly-Tran, Lang, aus Vietnam, 20.08.1920–02.08.2016, Neumattstr. 12, Münchenstein, Abdankung und Bestattung: Mittwoch, 10.8., 10.00 Uhr, ref. Dorfkirche, Kirchgasse 2, Münchenstein Dorf.

Muttenz

Borka, Karoly, von Diepfingen/BL,

23.10.1970–27.07.2016, Unterwartweg 51, Muttenz, Abschied im engsten Familienkreis.

Moos-Buchsacher, Peter, von Augst/BL, 01.09.1944–27.07.2016, Käppelbodenweg 9, Muttenz, Abschied im engsten Familienkreis.

Ormalingen

Schaffner, Hugo, von Hemmiken/BL, 13.06.1929–19.07.2016, Farnsbürgerstr. 58, Ormalingen, Abdankung: Freitag, 05.08., 14.30 Uhr, Kirche Ormalingen. Bestattung im engsten Freundes- und Familienkreis.

Reinach

Bauer-Gröbli, Hansruedy, von Basel/BS, 12.08.1932–25.07.2016, Thiersteinerstr. 24, Reinach, Trauerfeier und Beisetzung: Dienstag, 09.08., 14.00 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Sisulak, Antonia, von Oensingen/SO, 25.05.1924–01.08.2016, Landererstr. 2, Reinach, Trauerfeier und Urnenbeisetzung: Mittwoch, 10.08., 14.00 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Riehen

Baumann-Martin, Frieda, von Riehen/BS, 26.02.1921–31.07.2016, Rauracherstr. 17, Riehen, Trauerfeier im engsten Kreis.

Germann-Brandmeyer, Irmgard, von Frutigen/BE, 25.11.1942–31.07.2016, Grendelgasse 5, Riehen, Trauerfeier im engsten Kreis.

Küry-Vorburger, Kurt, von Basel/BS, 31.01.1929–28.07.2016, Im Hirshalm 48, Riehen, Trauerfeier: Mittwoch, 10.08., 09.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Meier, Philipp René, von Basel/BS, Füllinsdorf/BL, 30.05.1997–23.06.2016, Haselrain 75, Riehen, Trauerfeier: Mittwoch, 10.08., 14.00 Uhr, St. Franziskuskirche.

Pitschen-Buser, Andreas Johann Jakob, von Riehen/BS, Andeer/GR, 08.06.1930–17.07.2016, Grenzacherweg 7, Riehen, wurde bestattet.

Seckinger-Balzli, Theophil, von Riehen/BS, 13.01.1940–17.07.2016, Baselstr. 19, Riehen, wurde bestattet.

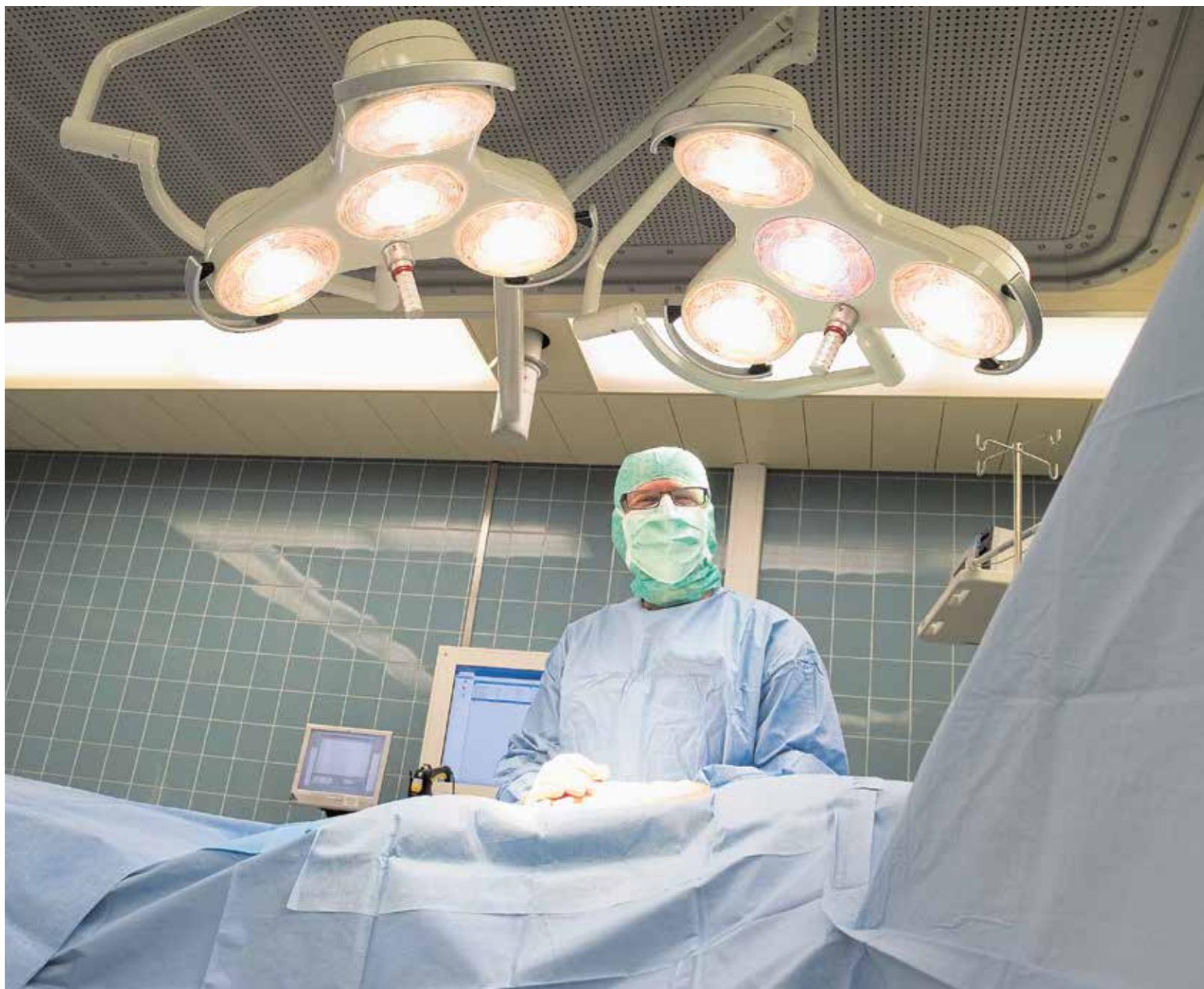
laufend aktualisiert:
tageswoche.ch/todesanzeigen

Basel-Stadt hat das teuerste Gesundheitswesen der Schweiz. Trotzdem lehnt Gesundheitsdirektor Lukas Engelberger Eingriffe ins kostspieligste System ab. Dass es auch anders geht, zeigt der Kanton Waadt.

Waadt bekämpft hohe Prämien, Basel schläft

Teure Behandlung: Nirgends in der Schweiz bezahlen die Versicherten höhere Spitalkosten als in Basel.

FOTO: KEYSTONE



von Renato Beck

In keinem Kanton sind die Krankenkassenprämien für die Grundversicherung höher als in Basel. Und im Herbst steht wie jedes Jahr schon die nächste Erhöhung an. Nicht nur Basel-Stadt scheint gefangen in der Kostenspirale, aber in keinem anderen Kanton hat sie sich derart hochgedreht:

545 Franken und 61 Rappen kostete die durchschnittliche Krankenkassenprämie in Basel-Stadt 2016. Im zweit teuersten Kanton Genf bezahlten die Versicherten 22 Franken weniger.

Kein Kanton kennt eine höhere Ärztedichte. In Basel kommt ein Arzt auf 235 Einwohner, doppelt so viele wie im Schweizer Durchschnitt. In keinem anderen Kanton lassen sich die Bewohner so häufig stationär behandeln. Die Hospitalisationsrate liegt bei 172 Patienten auf 1000 Einwohner, der Schweizer Schnitt liegt bei 133, jener von Baselland bei 155.

Auch in Nischen wie der Physiotherapie steht Basel unangefochten an der Spitze. 138 Franken bezahlt jeder Versicherte im Jahr für Physio. Der Schweizer Durchschnitt liegt bei 103 Franken.

Seit der Markt spielt, steigen die Kosten noch stärker.

Die Zahlen sind exorbitant und vor allem im stationären Bereich extrem kostentreibend. Sie zeigen, dass die neu geregelte Spitalfinanzierung mit der Entlassung der Spitäler in die wirtschaftliche Unabhängigkeit 2012 nicht den gewünschten Effekt hatte. Im Gegenteil: Die Kosten steigen seither noch stärker an.

Dazu kommt, dass der Hauptteil der Spitalkosten von der Allgemeinheit getragen wird. Die Versicherten müssen nicht mal die Hälfte davon bezahlen: 55 Prozent werden in Basel-Stadt über Steuergelder finanziert.

Dann halt mehr Untersuchungen

Wie das Marktversagen funktioniert, wie sich Mediziner ihre Einkünfte trotz ausgerufenem Kostendruck garantieren, zeigt sich in einem Teilbereich. Als den Ärzten 2010 weniger für interne Laboruntersuchungen abgegolten wurde, erhöhten diese die Zahl der Untersuchungen drastisch. Dieser Druck half, seit 2013 erhalten die Praxisärzte einen Zuschlag auf ihre Untersuchungen. Der Kostenanstieg alleine in diesem Segment seit 2010: 20 Prozent.

Das Beispiel zeigt, dass es nicht wie oft behauptet nur die wachsenden Ansprüche der Patienten sind, welche die Kosten in die Höhe treiben. Höhere Gesundheitskosten lassen sich nicht gleichsetzen mit besserer Versorgung. Das sagt zumindest Pierre-Yves Maillard, Gesundheitsdirektor des Kanton Waadt.

Der SP-Politiker will allen Mediziner, die Geld von der Grundversicherung erhalten, ein Budget vorgeben, das sich an den durchschnittlichen Umsätzen der Vorjahre orientiert. Überschreitet ein Arzt das Budget, soll er seine Leistungen nur zu einem deutlich reduzierten Tarif abrechnen können.

Maillard glaubt nicht an die Wirksamkeit der Tarifverhandlungen. Senke man die Entschädigungen für Behandlungen, steige einfach die Zahl der Behandlungen, sagt Maillard in der SRF-Sendung «Echo der Zeit». Sein Kanton deckelt die Budgets der Spitäler seit 20 Jahren mit beachtlichem Erfolg. Die Waadt befindet sich nach

Jahren an der Spitze mittlerweile im schweizerischen Mittelfeld bei den Spitalkosten. Nach einem starken Anstieg der Behandlungskosten in privaten Praxen sollen nun auch diese reguliert werden.

Maillard will seinen Kanton zum Laboratorium im Kampf gegen steigende Gesundheitskosten machen. Er sagt: «Seit 2012 steigen die Gesundheitskosten in der Schweiz jährlich um eine Milliarde Franken. Es kann nicht sein, dass sich Politik, Bund und Krankenkassen darum füttern, etwas daran zu ändern.»

Den Kostenanstieg bezahlt in Basel-Stadt der Mittelstand.

Gar nichts mit Maillards Ansatz kann sein Basler Amtskollege Lukas Engelberger anfangen – obwohl die Basler deutlich mehr für ihre Gesundheit bezahlen als die Waadtländer: «Eine derart starke betriebliche Regulierung der Spitäler im Kanton Basel-Stadt läuft meiner Ansicht nach dem marktwirtschaftlichen Grundgedanken des KVG zuwider und würde die Autonomie der Spitäler stark einschränken», sagt der CVP-Politiker.

Und trotz den Erfolgen im Kanton Waadt, wo Spitäler etwa eine Bewilligung einholen müssen, um teure Gerätschaften anzuschaffen, meint er: «Die Wirkung dieser Instrumente wäre sehr fragwürdig, wenn sie nicht gesamtschweizerisch eingesetzt würden.» Auch Budgetvorgaben an Ärzte lehnt Engelberger ab. Und ebenso die Idee einer kantonalen Einheitskasse, für die in der Westschweiz eine Initiative lanciert worden ist. Engelberger setzt im Spitalbereich auf die geplante Fusion mit dem Kanton Baselland.

Den Preis für das Verwalten des Kostenanstiegs bezahlt in Basel-Stadt der Mittelstand. Während der Kanton bei den Krankenkassenprämien an der Spitze steht, fällt er bei den Prämienverbilligungen ab. Rechnet man alle Bezüger von Sozialhilfe und Ergänzungsleistungen heraus, kommt man auf eine im nationalen Vergleich unterdurchschnittliche Zahl an Versicherten, die Unterstützung erhalten.

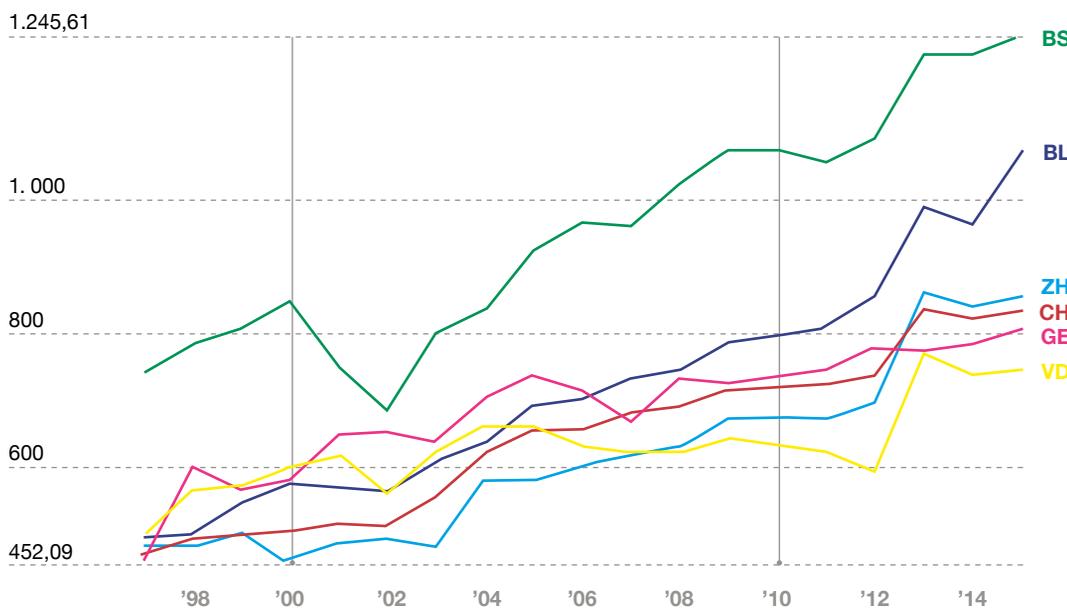
Ein Zweipersonenhaushalt etwa erhält nur bis zu einem gemeinsamen Einkommen von 71000 Franken einen Rabatt. Und auch dieser liegt bei diesem Einkommen bei mageren 22 Franken pro Monat und Person. Im aktuellen Bericht des Amtes für Sozialbeiträge, das Regierungsrat Christoph Brutschin (SP) untersteht, heisst es zufrieden, die Anspruchskriterien würden in «Basel-Stadt eher restriktiv gehandhabt».

Dabei lohnt sich auch bei den Verbilligungen ein Blick auf den Kanton Waadt: Dort sollen die Krankenkassenprämien künftig nicht mehr als zehn Prozent des steuerbaren Einkommens ausmachen dürfen.

tageswoche.ch/+vrvrv

Spitalkosten stationär

Über die obligatorische Krankenversicherung abgerechnete Bruttokosten pro Versichertem in Franken



GRAFIK: ANTHONY BERTSCHI

Der Druck auf die Prämienzahler in Basel steigt und steigt. Doch die Basler Politik hat kapituliert. Dabei könnte sie von Erfahrungen in der Waadt und in Deutschland lernen.

“

In einer besseren Welt würde keine Woche vergehen ohne eine Idee, eine Forderung, einen Vorstoss, die horrenden Gesundheitskosten in den Griff zu kriegen. In der realen Welt, der Basler Welt, könnte die Politik nichts weniger kümmern.

Die Krankenkassenprämien in Basel-Stadt sind die höchsten der Schweiz und sie werden im nächsten Jahr wieder angehoben. Der Aufschrei darüber ist jeweils so heftig wie billig, denn Taten zieht er nie nach sich.

Dabei wäre 2016 der ideale Zeitpunkt, die systemischen Probleme im Basler Gesundheitswesen anzugehen. Im Oktober wird gewählt, da würde sich ein Aktionsplan gut machen. Doch auf der Wahlplattform des linken Lagers heisst es bloss vage, man werde Überkapazitäten abbauen.

Die Rechten schlagen gar den umgekehrten Weg ein und kündigen an, sich dagegen zu wehren, «der Gesundheitsbranche immer mehr Regulierungen aufzuzwingen». Als seien keine Erfahrungen mit dem neuen Krankenversicherungsgesetz gemacht worden, als habe der angebliche Wettstreit der Mediziner nicht zu einer Kostenexplosion geführt.

Mittlerweile versuchen die politischen Kräfte in Basel nicht mal mehr so zu tun, als würden sie die Probleme bekämpfen. Das war vor den letzten Wahlen 2012 noch anders, damals reichte die SP kurz vor dem Urnengang eine Initiative «für bezahlbare Krankenkassenprämien» ein. Die Prämien müssten gesenkt, die Leistungserbringer kritisch hinterfragt werden.

Nur leere Wahlversprechen

Kaum waren die Stimmen ausgezählt, verschwand die Initiative im reich gefüllten Archiv für leere Wahlversprechen. Der Regierungsrat erklärte, das Einzige, was er machen könne, sei ein jährlicher Bericht über die Kostenentwicklung, der Grosse Rat stimmte mit 84 Stimmen zu 1 Stimme zu. Die SP zog ihre Initiative zurück.

Die Basler Politik hat in der Gesundheitspolitik kapituliert. Steigende Prämien nimmt sie in Kauf, denn der Prämienzahler spielt in ihren Überlegungen eine unbedeutende Rolle. Das eigene Unispital wird laufend ausgebaut, damit es mit den besten Schweizer Spitälern konkurrenz-



Renato Beck ist Redaktor der TagesWoche. tageswoche.ch/+80xvo

ren und der hiesigen Pharmaindustrie ein wertvoller Partner sein kann. Die Rechnung für die florierende Gesundheitsbranche bezahlen die Versicherten.

Deren Leid wird weitgehend ignoriert. Die Basler Regierung führt gerne an, dass sie massiv mehr Mittel einschiess in die Prämienverbilligungen als die meisten anderen Kantone. Das stimmt, aber nur auf den ersten Blick. Entlastet werden nur jene Personen, die von Gesetzes wegen unterstützt werden müssen und die untersten Einkommen.

Basel braucht einen Gesundheitsdirektor, dessen oberste Priorität der Prämienzahler ist.

Eine vierköpfige Familie, beide Eltern arbeiten voll und verdienen je 3700 Franken, erhält in Basel-Stadt keinen Franken Prämienverbilligung. Die Kosten für die Krankenkasse fressen einen Fünftel des Einkommens auf. Die Begründung für das staatliche Desinteresse klingt fast zynisch: Man wolle den Erwerbsanreiz erhöhen.

Wie viel mehr möglich ist, zeigt der Kanton Waadt, wo die Prämien künftig nicht mehr als zehn Prozent des Haushaltseinkommens ausmachen dürfen. Dass das rot-grüne Basel nicht entsprechend eingreift, zeugt von einer Nonchalance, die an Verantwortungslosigkeit grenzt.

Ganz untätig, das muss man ihr zugestehen, ist die Basler Regierung nicht. Sie will die Basler Spitäler mit jenen im Basbiet vermählen. Kurz vor Wahltag will CVP-Gesundheitsdirektor Lukas Engelberger seine Pläne vorstellen. Und dann

hoffentlich verbindlich mitteilen, welchen Effekt das auf die Prämien haben wird.

Zwar könnten so Doppelspurigkeiten verschwinden. Doch gibt es Erfahrungswerte, die pessimistisch stimmen. Von 1998 bis 2014 wurden in der Schweiz 89 Spitäler geschlossen, 8500 Betten abgebaut. Die Kosten für stationäre Aufenthalte stiegen im selben Zeitraum um die Hälfte.

Basel braucht einen Gesundheitsdirektor, dessen oberste Priorität der Prämienzahler ist. Braucht eine Regierung, die Druck auf den Bund macht und vor Ort nichts unversucht lässt, Fehlanreize im System zu beseitigen. Etwa, dass Mediziner die Zahl der Behandlungen erhöhen, wenn die Tarife sinken. Dass auch in Basler Spitälern Ärzte beschäftigt werden, die Boni erhalten, wenn sie ihrem Arbeitgeber hohe Einkünfte bescheren.

Die Kostenspirale dreht und dreht. Stoppen kann sie wohl nur ein fundamentaler Wandel. Die gute Nachricht: Es gibt Gesundheitsökonomien, die jenseits der Plattitüden von der Anspruchshaltung des Patienten und fehlender Eigenverantwortung, Ansätze zur Kostensenkung entwickeln, bei denen Kranke nicht verlieren.

Bezahlt wird, was wirkt

Einer wird derzeit an der deutschen Privatklinik Schön unter Anleitung der US-Uni Harvard getestet. Dabei wird die Leistung der Ärzte nicht mehr entlang von Diagnose, verschriebenen Medikamenten und Behandlungsschritten bemessen, sondern anhand der Wirkung der Behandlung.

Die Überzeugung dahinter: Mehr und teurere Behandlungen führen nicht zwingend zu einem besseren Ergebnis. Die Fragen, die in der orthopädischen Klinik gestellt werden, sind: Wie lange braucht ein Patient nach einer Knieoperation, um wieder selbstständig gehen zu können? Wann hören die Schmerzen auf? Wie verändert sich seine Lebensqualität?

Damit sollen die bekannten Fehlanreize, so aufwendig vorzugehen, wie von den Kassen bezahlt wird, ausgemerzt werden. Gleichzeitig wird der therapeutische Nutzen für den Patienten erhöht.

In einer besseren Welt würde auch Basel-Stadt seine Probleme nicht einfach verwalten – sondern vorangehen und die Gesundheitspolitik neu denken. x

”

Eva Herzog ist seit fast zwölf Jahren Finanzdirektorin. Ihre Aussichten, vier weitere Jahre zu regieren, sind gut. Und 2019 könnte noch Höheres auf Herzog warten.

«Man weiss bei mir, woran man ist»

von Jeremias Schulthess

Eva Herzog hat einen schlechten Ruf unter Journalisten. Auf Persönliches angesprochen, verdreht sie die Augen. Wer ein Detail zur Steuerpolitik falsch zitiert, ernennt einen Rüffel. Launisch, unnahbar, ungehobelt – das sind die Adjektive, mit denen die Finanzdirektorin von Journalisten beschrieben wird.

Unter Politikern und Wirtschaftsbossen hat die mächtigste Frau von Basel hingegen einen guten Ruf. Selbst politische Gegner sind voller Ehrfurcht und schätzen ihren politischen Stil – unnachgiebig, schlagfertig, tough.

Herzog nennt ihre Ausbrüche Engagement und Temperament: «Man weiss bei mir immer, woran man ist.» Und wenn ihr

etwas rausrutsche, würde sie sich danach hinstellen und entschuldigen.

Ihre direkte Art hat die 54-Jährige weit gebracht. Seit fast zwölf Jahren kontrolliert die Sozialdemokratin die Finanzen des Kantons und präsentiert Erfolg um Erfolg. Im Oktober will sie für weitere vier Jahre im Finanzdepartement bestätigt werden.

Dass sie das schafft, ist so gut wie sicher. Vor vier Jahren wurde sie mit dem besten Resultat wiedergewählt, eine Mehrheit der TagesWoche-Leserschaft sah sie im März erneut als beste Kandidatin – auch für das Regierungspräsidium.

Doch dieses schlägt Herzog aus. Repräsentieren und Cüpli trinken – damit wäre sie wohl unterfordert. Herzog braucht ein Projekt, in dem sie aufgehen kann. Ihr Projekt, das ist die Unternehmenssteuer-

reform III. Kaum jemand kennt die Details der Reform so genau wie Herzog, niemand verbindet damit so viel Herzblut wie sie. Fast jedes Gespräch endet in einem zehnmütigen Monolog zur Megareform.

«Wenn die Unternehmenssteuerreform nicht wäre, hätte ich als Finanzdirektorin vielleicht schon Routine-Gefühle entwickelt», sagt sie. Herzog braucht die Herausforderung, die komplexen Steuerfragen, die sie in zwei Sätzen so herunterbrechen kann, dass sie am Stammtisch verstanden werden.

Beliebt unter Bürgerlichen

Ihr Engagement für die Steuerreform sagt viel aus über die Finanzpolitikerin. Es zeigt ihren Pragmatismus und den Willen, im Zweifelsfall vom Kurs der eigenen Partei abzuweichen. Denn die SP sammelt Unterschriften gegen die Reform, Herzog verteidigt sie mit allen Mitteln.

Hier zeigt sich auch die wirtschaftsliberale Seite der gebürtigen Prattlerin. Nichts nervt Herzog so sehr wie der Vorwurf, sie mache eine bürgerliche und keine soziale Finanzpolitik: «Bürgerliche Finanzpolitik geschieht immer nach demselben Muster: Einnahmen runterfahren, dabei einzelne Gruppen steuerlich bevorzugen und dann mit unschuldigem Blick auf die Schuldenbremse die Ausgaben runterfahren, sprich die Leistungen für alle kürzen.» Das habe sie in Basel nicht gemacht.

Vielmehr habe man in den vergangenen elf Jahren Schulden abgebaut, Ausgaben massiv gesteigert und Steuern gesenkt, als der Handlungsspielraum gegeben war. «Warum es bürgerlich sein soll, wenn man dabei auch den Unternehmen gute Bedingungen bieten will, verstehe ich nicht.» Denn die Unternehmen schafften Arbeitsplätze und zahlten Steuern – «und das kommt doch der Bevölkerung erst recht zugute».

Es sind solche Sätze, welche die linke Finanzdirektorin auch bei Bürgerlichen beliebt machen. CVP-Grossrat Oswald

Was beschäftigt die Bevölkerung aus Ihrer Sicht am meisten?

Für die Menschen steht sicher an erster Stelle, eine Arbeit zu haben und dass die Kinder eine gute Ausbildung bekommen. Dafür setzt sich Rot-Grün seit zwölf Jahren erfolgreich ein.

Wieso sollte man ausgerechnet Sie wählen?

Ich stehe für einen sorgfältigen Umgang mit den Staatsfinanzen. Seit Rot-Grün im Regierungsrat in der Mehrheit ist und ich dem Finanzdepartement vorstehe, schreibt Basel-Stadt schwarze Zahlen.

Welches Buch liegt auf Ihrem Nachttisch?

Das ist eine «Gala»-Frage...

Steckbrief

Geboren: 1961

Im Regierungsrat seit: 2005 (Finanzdepartement)

Werdegang: Studium in Geschichte, Wirtschaftswissenschaft und Spanisch, danach Promotion (Titel: «Frisch, frank, frau – Frauenturnen im Kanton Basel-Landschaft. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte des Breitensports»), später Mitglied im Leitungsteam der Kulturwerkstatt Kaserne und Koordinatorin des Vereins Frauenstadtrundgang Basel. Danach Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Vizerektorat Forschung der Universität Basel. Ab 1999 im Verfassungsrat, 2001 in den Grossen Rat und 2004 in den Regierungsrat gewählt.

Familiäres: Lebensgemeinschaft mit Thomas Müller, zwei gemeinsame Kinder. Die Familie lebt im Neubad.



«Ich kann auch freundlich schauen, wenn Sie wollen.» Eva Herzog beim Fototermin mit der TagesWoche.

FOTO: NILS FISCH

Inglin sagt: «Herzog hat stets das Gesamtinteresse des Kantons vor Augen. Ihre Art, mit den Finanzen umzugehen, hat sich, seit sie im Amt ist, bewährt.»

Auch der ehemalige Novartis-Chef und Beinahe-SVP-Regierungsratskandidat Pascal Brenneisen hat nur lobende Worte für Herzog übrig: «Ich erlebte Eva Herzog als konziliante, konstruktive und lösungsorientierte Politikerin.»

«... und schon habe ich ein schlechtes Gewissen, weil ich ungehalten war, sehen Sie, so ist es immer!»

Herzog ist die Antithese zur SP-Ständerätin Anita Fetz. Fetz spricht laut und überall, wo es etwas zu sagen gibt. Herzog spricht leise und nur dort, wo sie etwas zu sagen hat – was natürlich mit ihrem Exekutivamt zusammenhängt.

Und ausgerechnet die leise Finanzdirektorin schielt auf die Nachfolge der

lauten Ständerätin. 2015 stand Herzog für den Ständerat bereit. Sie spielte jedoch ein undurchsichtiges Spiel. Eine Gruppe um Herzog stimmte damals gegen die Aufhebung der Amtszeitbeschränkung von Fetz – und damit für einen Wechsel im Ständerat. Doch der Putschversuch scheiterte. Am Ende stimmte eine Mehrheit der SP-Delegierten für längere Amtszeiten und Fetz blieb deswegen Ständeratskandidatin. Herzog trat nicht gegen Fetz an.

Heute sagt Herzog: «Es wäre ein guter Zeitpunkt für einen Wechsel gewesen. Ich war elf Jahre im Regierungsrat, für mich hätte jemand nachrücken können.» Es sei jedoch «keine Existenzfrage» gewesen, da ihr auch ihr Amt als Regierungsrätin gefalle und es ihr wichtig sei, die rot-grüne Mehrheit im Regierungsrat zu halten. Vielleicht stelle sie sich 2019 als Ständeratskandidatin zur Verfügung: «Das ist eine Option. Ich habe aber nie so weit geplant und bin damit bis jetzt recht gut gefahren.»

Das Gespräch in den Räumen der TagesWoche endet nach eineinhalb Stunden. Herzog stellt sich dem Fototermin. «Ich kann auch freundlich schauen, wenn Sie wollen», sagt sie zum Fotografen. Dann eilt sie zum nächsten Termin.

Eine halbe Stunde später schreibt sie eine E-Mail, die beginnt: «... und schon habe ich ein schlechtes Gewissen, weil ich ungehalten war, sehen Sie, so ist es immer!» Danach folgen zwei weitere Mails, in denen sie mögliche Missverständnisse vorab klären will.

Nach Autorisierung der Zitate und zusätzlichen Fragen umfasst der Mailverkehr rund 30 E-Mails. Das Verhältnis zwischen Herzog und Journalisten bleibt kompliziert.

[tageswoche.ch/+6j3jy](https://www.tageswoche.ch/+6j3jy)

×

ANZEIGE

**Erfahrener
Landschaftsgärtner
übernimmt sämtliche
Gartenarbeiten inkl.
Abfuhr**

076 572 40 40



Fahr doch noch ein bisschen – aber nicht zu viel. Die UberApp motiviert zum Arbeiten, in den Verträgen aber mahnt die Firma zur Zurückhaltung.

FOTO: NILS FISCH

Uber fordert seine Fahrer auf, nicht zu oft unterwegs zu sein. Es scheint, dass der Fahrdienst genau um die rechtlich heikle Situation weiss.

Uber mahnt Fahrer: Fahrt nicht so viel!

von Gabriel Brännimann

Der US-amerikanische Fahrdienst Uber vertritt bei seinem beliebtesten Angebot UberPop in der Schweiz offiziell die Position, die Fahrer würden bloss zum Spass und nicht wegen des Geldes herumfahren. Das hatte Uber auch der TagesWoche sinngemäss so mitgeteilt:

«Da dabei nach Abzug aller Kosten im Durchschnitt keine Gewinne anfallen, erfüllt UberPop nicht die Voraussetzungen für den berufsmässigen Personentransport. Nicht nur die Fahrgäste sind unsere Nutzer, sondern auch die Fahrer», heisst es in einer Stellungnahme.

Die Verantwortung für mögliche Gesetzesübertretungen sollen ausschliesslich die Fahrer tragen.

Das spielt deshalb eine Rolle, weil gemäss dieser Logik auch nicht eigens ausgebildete Fahrer für UberPop unterwegs sein können. Würde es sich bei UberPop um berufsmässigen Personentransport handeln, dann müssten die Fahrer ausgebildet und ihre Fahrzeuge entsprechend ausgerüstet sein – was UberPop in seinen Verträgen seltsamerweise verlangt. 15 Verfahren gegen UberPop-Fahrer sind allein in Basel-Stadt hängig, weil die Polizei nicht glaubt, dass die Fahrer nicht gewerbmässig unterwegs sind.

Gegen aussen mag Uber Schweiz die Gewerbmässigkeit von UberPop demen-

tieren. Doch Dokumente, die der TagesWoche vorliegen, zeigen: Der Konzern ist sich des Problems sehr wohl bewusst.

Vertragszusatz mit Brisanz

Fahrer erzählen, dass sie einige Tage nach Abschluss ihres UberPop-Vertrags eine Art Vertrags-Update erhalten hätten. Dieses hätten sie akzeptieren müssen, um weiter für Uber fahren zu können.

Im Vertrags-Update macht die Firma ihre Fahrer auf mehrere Punkte aufmerksam: Zuerst werden die wichtigen Schweizer Gesetzesartikel zum berufsmässigen Personentransport aufgelistet (ARV 2, Art. 3 i bis und iter im Wortlaut). Dann folgt diese Klausel (Orthografie und Grammatik gemäss Originaldokument):

«Ich habe verstanden und erkläre mich damit einverstanden, dass ich als uberPOP-Fahrer ohne eine Bewilligung zum berufsmässigem Personentransport keine Personen berufsmässig im Sinne von Artikel 3 ARV2 transportieren darf. Insbesondere habe ich verstanden und akzeptiere, dass ich keinen wirtschaftlichen Erfolg erzielen darf und insbesondere nicht mehr als meine Fahrzeugkosten und meinen Auslagenersatz verdienen darf, wenn ich in Zeitabständen von weniger als 16 Tagen mindestens zweimal Personen transportiere. Ich verpflichte mich hiermit, die Uber-Anwendung nicht dazu zu benutzen, einen solchen wirtschaftlichen Erfolg zu erzielen.»

Uber fordert seine UberPop-Fahrer also auf, sie sollten auf keinen Fall zu viel zu fahren. Es könnte ja sonst tatsächlich geschehen, dass man einen wirtschaftlichen Erfolg erzielt. Und das wiederum wäre nämlich nicht legal im System UberPop. Doch damit nicht genug: Wer für UberPop weiterfahren will, muss laut Fah-

rern auch folgende Passagen «rechtsverbindlich anerkennen»:

«Ich anerkenne und akzeptiere, dass ich für meine Tätigkeit als uberPOP-Fahrer selbst verantwortlich bin, einschliesslich aller rechtlichen Konsequenzen, die aus einer Verletzung des Strassenverkehrsgesetzes oder anderen gesetzlicher Bestimmungen (einschliesslich einer Verletzung des Strassenverkehrs-ARV 2), resultieren können. Ich anerkenne insbesondere, dass ich ausschliesslich selbst verantwortlich bin, meine konkreten Fahrzeugkosten und meinen Auslagenersatz zu berechnen, wenn ich Fahrten über eine Uber-Anwendung anbiete.»

«Ich anerkenne und akzeptiere, dass eine Missachtung des Strassenverkehrsgesetzes oder einer anderen gesetzlichen Bestimmung (und insbesondere eine Verletzung von Artikel 3 ARV 2) zur Kündigung meines Vertrags führen kann.»

Anders ausgedrückt: Auch diese Dokumente legen nahe, dass Uber weiss, dass viele UberPop-Fahrer die rechtlichen Bestimmungen von vornherein nicht erfüllen. Das Unternehmen ist sich offenbar auch bewusst, dass UberPop-Fahrer Geld verdienen können. Es klingt jedenfalls anders als die offizielle Aussage, UberPop erfülle grundsätzlich «nicht die Voraussetzungen für den berufsmässigen Personentransport».

Die Verantwortung für all die möglichen Gesetzesübertretungen sollen – jedenfalls laut dieser Zusatz-Erklärung – ausschliesslich die Fahrer tragen.

Ein Fahrer, der Gäste ablehnt, wird vom System bestraft.

Der Versuch der rechtlichen Absicherung widerspricht der Geschäftslogik und der Funktionsweise des Uber-Systems: Die Uber-App für UberPop-Fahrer ist so konzipiert, dass sie möglichst viele Fahrten unternehmen, möglichst ohne Unterbruch. Wer Fahrgäste ablehnt, wird vom System bestraft.

Wer sich nach getaner Arbeit ausloggen will, den fordert die App auf, doch noch ein bisschen länger zu fahren, doch noch einen Passagier mitzunehmen, nur noch 10 Kilometer, damit die 100 voll sind. Das Geld, das liegt schliesslich auf der Strasse.

Und sollte ein UberPop-Fahrer nach 12 Stunden Fahrzeit – bei Personentransporten in der Schweiz schon zwei Stunden zu lange und damit verboten – noch weiterfahren wollen, würde er nicht etwa ermahnt oder ausgesperrt. Die UberPop-App kennt laut Aussagen von Uber-Fahrern kein Zeitlimit.

tageswoche.ch/+q9am

×

Strassenlärm

Der Belag flüstert nicht ewig leise

von Dominique Spirgi

Wunder kann ein Flüsterbelag auf Strassen nicht vollbringen. Aber er kann den Strassenlärm reduzieren und die Behörden vor weiteren Massnahmen, wie dem Einbau von Lärmschutzfenstern oder Temporeduktionen, bewahren. Aber nicht überall hält der Flüsterbelag, was man sich von ihm erhofft und der Anbieter verspricht.

In der Sissacherstrasse in Gelterkinden muss ein Flüsterbelag nach nur sechs Jahren ersetzt werden. Der fast schon als revolutionär angekündigte «neuartige» Belag mit dem vielversprechenden Namen «Nanosoft» hatte eine kurze Halbwertszeit. Garantiert war eine Lärmreduktion um 8,5 Dezibel. Bei den letzten Messungen war die lärmreduzierende Wirkung des Belags praktisch verflogen, wie der zuständige Projektleiter des Tiefbauamtes gegenüber der SDA sagte.

Glück für den finanzschwachen «Pilotkanton», dass der notwendige Ersatz in die Garantiezeit fällt und somit der Hersteller Colas mit Sitz in Lausanne zur Kasse gebeten werden kann. Der neue Belag wird bis 12. August eingebaut. Und der Kanton gibt

sich mit einer konventionellen Variante zu frieden, die eine längerfristige Lärmreduktion von nur noch 3 Dezibel verspricht.

Auch Basel-Stadt startete einen Versuch mit einem «hochmodernen» Flüsterbelag. Dieser wurde 2012 an einer 800 Meter langen Versuchsstrecke am Morgartenring verlegt. Auch in anderen Strassen werden neue Flüsterbeläge getestet. «Die Beläge schneiden bislang besser ab, als erwartet», teilt Daniel Hofer, Beauftragter für Öffentlichkeitsarbeit im Basler Bau- und Verkehrsdepartement (BVD), auf Anfrage mit. «Gemäss den laufenden Beobachtungen reduzieren die stark lärmindernden Beläge Pnuegeräusche um bis zu 5 Dezibel gegenüber einem konventionellen Belag.»

Basel klärt vertieft ab

Allerdings sei es noch zu früh für ein definitives Fazit. Die lärmreduzierende Wirkung dieser Beläge könne sich laut Hofer mit zunehmendem Alter reduzieren. Auch zeichne sich ab, dass die Beläge weniger robust sind als konventioneller Asphalt. Auch die Griffbarkeit oder Rutschfestigkeit müsse bei den stark lärmindernden Belägen noch vertieft abgeklärt werden.

Bis zum Abschluss des Pilotversuchs wird der Kanton vorerst auf keinen weiteren Teststrecken stark lärmindernde Beläge einbauen, sondern sich, wo es angebracht ist, mit einem etwas weniger effektiven, aber bewährten Belag mit einer Lärmreduktion von 3,5 Dezibel begnügen, schreibt Hofer.

tageswoche.ch/+7xf78

Tier der Woche

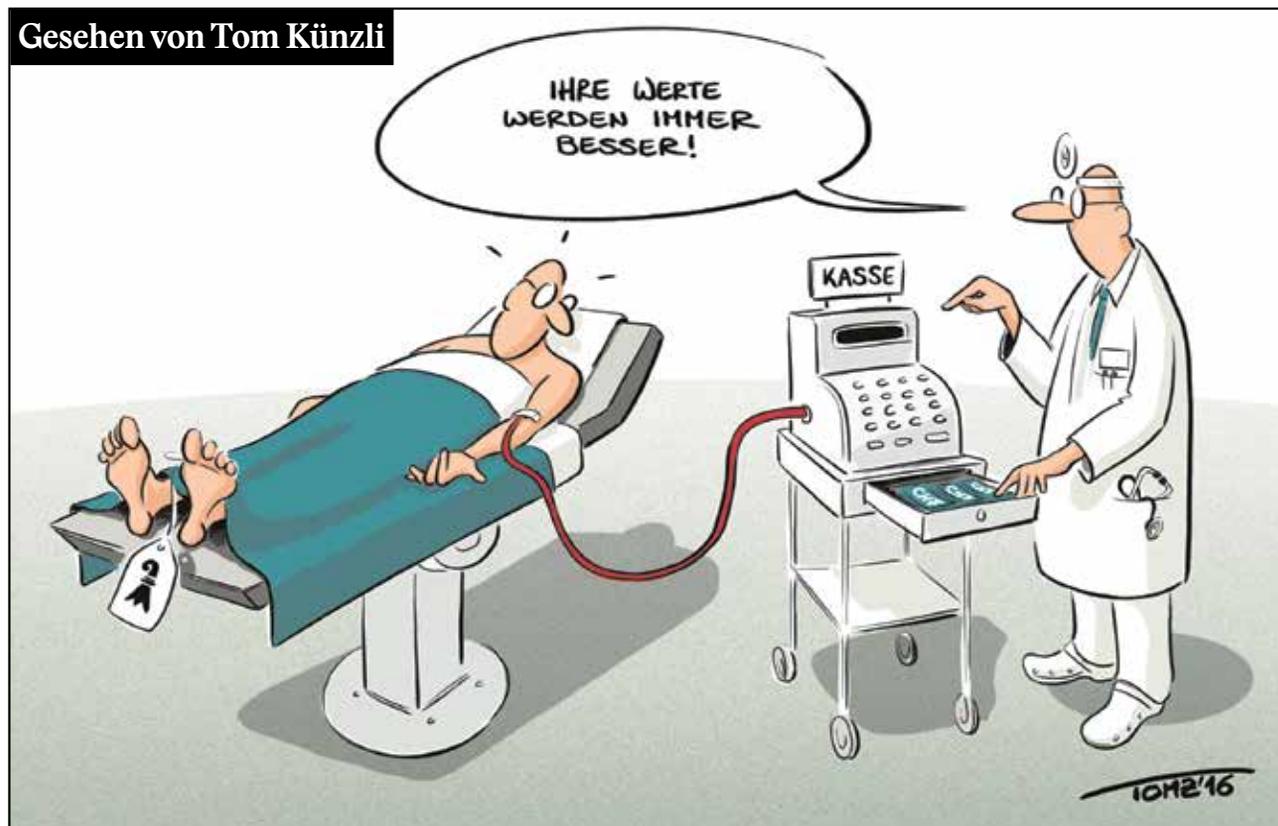
Zeitungsenten

von Matthias Oppliger

Vielleicht wars das Feuerwerk, das die Entenküken auf dem Dach der TagesWoche-Redaktion geweckt und zum Schlüpfen bewegt hat. Auf jeden Fall waren wir alle ziemlich überrascht, als am Dienstagmorgen eine neunköpfige Entenfamilie durch den benachbarten Park an der Spitalstrasse watschelte.

Zusammen mit einer kundigen Helferin gelang es uns, die acht Küken einzufangen und zum Rheinufer zu transportieren, wo die Küken von ihrer Mutter empfangen wurden. Und die Jungen stürzten sich ohne zu zögern in die Fluten, wo sie an der Seite der Mutter in heiler Eintracht davonschwammen: «Ente gut, alles gut.»

tageswoche.ch/+xhog0

Gesehen von Tom Künzli

Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 41-Jährige wohnt in Bern.

Blocher will die BaZ verkaufen

von Yen Duong und Matthias Oppliger

SVP-Übervater Christoph Blocher plant offenbar seinen Rückzug von der «Basler Zeitung»: Er will das Blatt verkaufen und sich auf ein neues Medienprojekt konzentrieren. Blocher hat Pläne für eine neue Gratis-Sonntagszeitung mit einer Auflage von 500 000 Exemplaren, wie der «Schweizer Journalist» berichtet. Als Chefredaktor seines Sonntagsblatts sei BaZ-Chef Markus Somme vorgesehen, schreibt Publizist Kurt W. Zimmermann.

Geleitet werde Blochers neustes Medienprojekt von Rolf Bollmann, Verwaltungsratspräsident der «Basler Zeitung» und ehemaliges Tamedia-Geschäftsleitungsmitglied. Bollmann bestätigt im Artikel, dass «wir eine neuartige Idee für den Sonntagmarkt in der Schublade haben».

Blocher und Bollmann führen laut dem «Schweizer Journalist» mit mehreren Verlagen Gespräche über die Zukunft der «Basler Zeitung». Im Vordergrund steht die Idee eines Abtausches der «Basler Zeitung» gegen die Landzeitungen von Tamedia. Tamedia soll die BaZ übernehmen, Blocher bekäme im Gegenzug Tamedias «Zürichsee-Zeitung», «Zürcher Unterländer», die Beteiligung am «Zürcher Oberländer» und allenfalls den «Landboten», schreibt Zimmermann.

Tamedia und Blocher streiten ab

Bei Tamedia dementiert man zwar nicht das Interesse an der BaZ, bestreitet aber ein Tauschgeschäft. Tamedia-Sprecher Christoph Zimmer sagt: «Tamedia arbeitet bereits seit den 1980er-Jahren mit der «Basler Zeitung» zusammen, unter ganz verschiedenen Eigentümern. Wir sind deshalb immer offen für Gespräche.»

Entgegen den «verbreiteten Gerüchten» sei der Verkauf oder Abtausch der «Berner Zeitung» oder der Zürcher Lokalzeitungen laut Zimmer aber «kein Thema»: «Soweit wir das beurteilen können, steht die «Basler Zeitung» nicht zum Verkauf.» In der BaZ-Redaktion selber weiss man nichts über die Pläne.

Die BaZ erlebt seit Jahren turbulente Zeiten. Im August 2010 wurde Markus Somme Chefredaktor. Blocher ist seit Juli 2013 offiziell Mitbesitzer der BaZ. Vermutungen über sein Mitwirken im Hintergrund hatten aber schon bei der Ernennung Sommes zum Chefredaktor in Basel für Empörung gesorgt.

Auch Christoph Blocher dementierte die Meldung gegenüber «10 vor 10», ein solches Projekt sei zu riskant. «Doch was die Zukunft bringt, weiss ich noch nicht», endete Blocher vielsagend.

tageswoche.ch/+07571



Künstler Eric Hattan neben dem 25 bis 30 Tonnen schweren Findling. FOTO: KEYSTONE

Kunst am Bau

Findling bleibt im geologisch benachteiligten Basel

von Dominique Spirgi

Der Name «Unverrückbar» ist hier Programm. Dieses Kunstwerk verrückt tatsächlich niemand mehr. Im Rahmen der umfassenden Sanierung und Erweiterung der St. Jakobshalle hat der Basler Künstler Eric Hattan unter einer tragenden Säule des weitläufigen neuen Foyers einen Grundstein gesetzt. Keinen konventionellen Grundstein wohlgeformt, sondern einen über 25 Tonnen schweren Findling.

Gefunden hat Hattan diesen Findling nach eigenen Angaben im Kanton Aargau, genauer in der Gegend um Brugg. Ein grosser Granitbrocken, der vor vielen Tausend Jahren auf Gletschern vom Gotthardmassiv bis zu seinem Fundort getragen wurde. Hattan hat ihn per Zufall beim Vorbeifahren aus dem Autofenster heraus entdeckt, wie er gegenüber der TagesWoche erklärte.

Über die TagesWoche hat nun auch die Abteilung für Umwelt des Kantons Aargau von der künstlerischen Umplatzierung und -nutzung des Findlings erfahren. In einem Brief weist Daniel Schaub, Leiter der Sektion Grundwasser, Boden und Geologie, darauf hin, dass man Findlinge nicht einfach ungefragt mitnehmen darf (was wegen ihrer Grösse normalerweise auch nicht gerade einfach zu bewerkstelli-

gen ist). Findlinge mit einem erheblichen wissenschaftlichen Wert seien gesetzlich geschützt, schreibt Schaub.

Und beruhigt aber gleich wieder: «Keine Angst, ich möchte den Baslerinnen und Baslern das Schmuckstück nicht wieder wegnehmen», schreibt Schaub weiter. «Der Findling ist schön, aber weder von der Grösse noch von der mineralischen Zusammensetzung derart besonders, dass er von erheblichem wissenschaftlichem Wert ist.»

Freundeidgenössisches Geschenk

So könne der Kanton Aargau das geologische Objekt nachträglich freigeben. Dies nicht zuletzt auch im Sinne einer freundeidgenössischen Tat: «Dies betrachten wir ohnehin als eine Art Kompensationsmassnahme für den geologisch benachteiligten Kanton Basel-Stadt, denn die Gletscher sind – nach heutigem Kenntnisstand – auch in der kältesten Phase der Eiszeit halt nie weiter als bis nach Möhlin gekommen.»

Unter dem Strich freut sich Schaub, der am Telefon unüberhörbar über Wurzeln in der Region Basel verfügt, über die prominente Neusetzung des Findlings: «Es geschieht leider viel zu selten, dass geologische Objekte derart gebührend in Wert gesetzt werden wie dieser Findling, der die neue St. Jakobshalle als Kunstwerk zieren soll», schreibt er.

Und er weist darauf hin, dass der Künstler nicht zwei Jahre nach einem solchen Stein hätte suchen müssen, wie dieser gegenüber der TagesWoche gesagt hatte: «Ein Anruf bei unserer Fachstelle hätte genügt, und wir hätten ihm einige schöne Stellen gezeigt.»

tageswoche.ch/+5sbro

×

Bildstoff

360°

tageswoche.ch/360

Colorado Springs

Finde den Schrei-
hals: Donald Trump
präsentiert sich in
seiner Kampagne
mit künftigen
Wählern – und die
scheinen von seiner
Kandidatur wenig
begeistert.

CARLO ALLEGRI/
REUTERS



Sirte

Vorbildlich, wie
hier feuerge-
werkt wird, mit aus-
gestrecktem Arm
und abgewandtem
Kopf. Die Welt-
öffentlichkeit darf
hingegen nicht
wegsehen beim
anhaltenden Bür-
gerkrieg in Libyen.

GORAN TOMASEVIC/
REUTERS

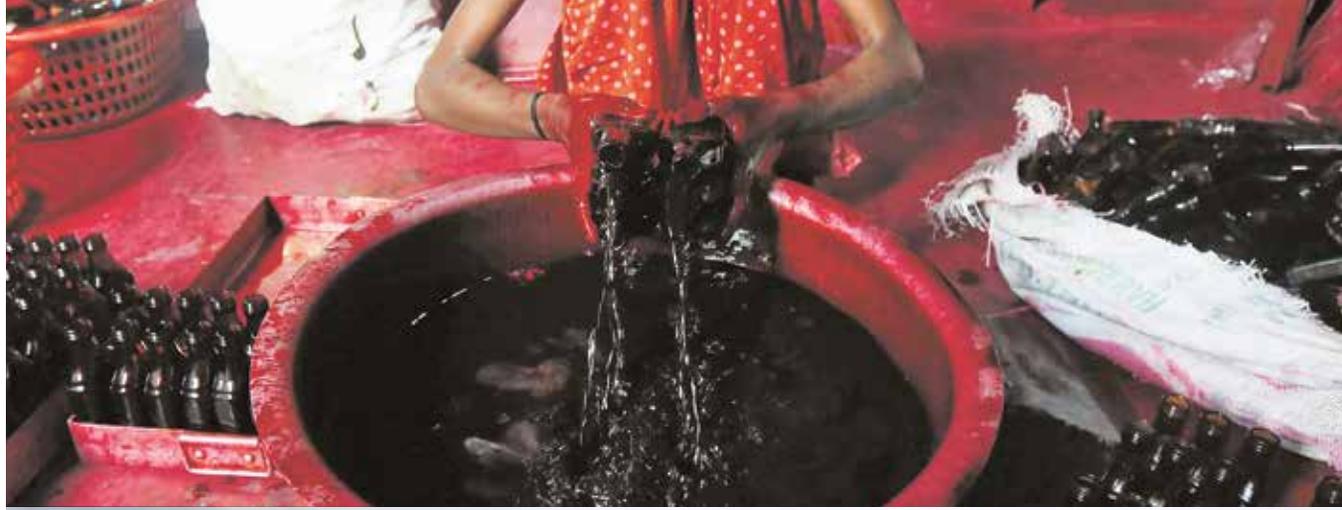


Kalkutta

Bei hinduistischen
Hochzeiten werden
Füsse in der Regel
nicht kalt, sondern
rot: Diese Inderin
füllt einen Farb-
stoff ab, mit dem
Frauen traditionel-
erweise ihre Fuss-
sohlen betupfen.

RUPAK DE CHOWDHURI/
REUTERS





Sanaa

Herrjemen! Da hat der Staat auf der Arabischen Halbinsel im Jahresmittel nur gerade 167 mm Niederschlag (Schweiz: 1537), doch wenn der Regen einmal kommt, wird sogar der Verkehr flüssig.

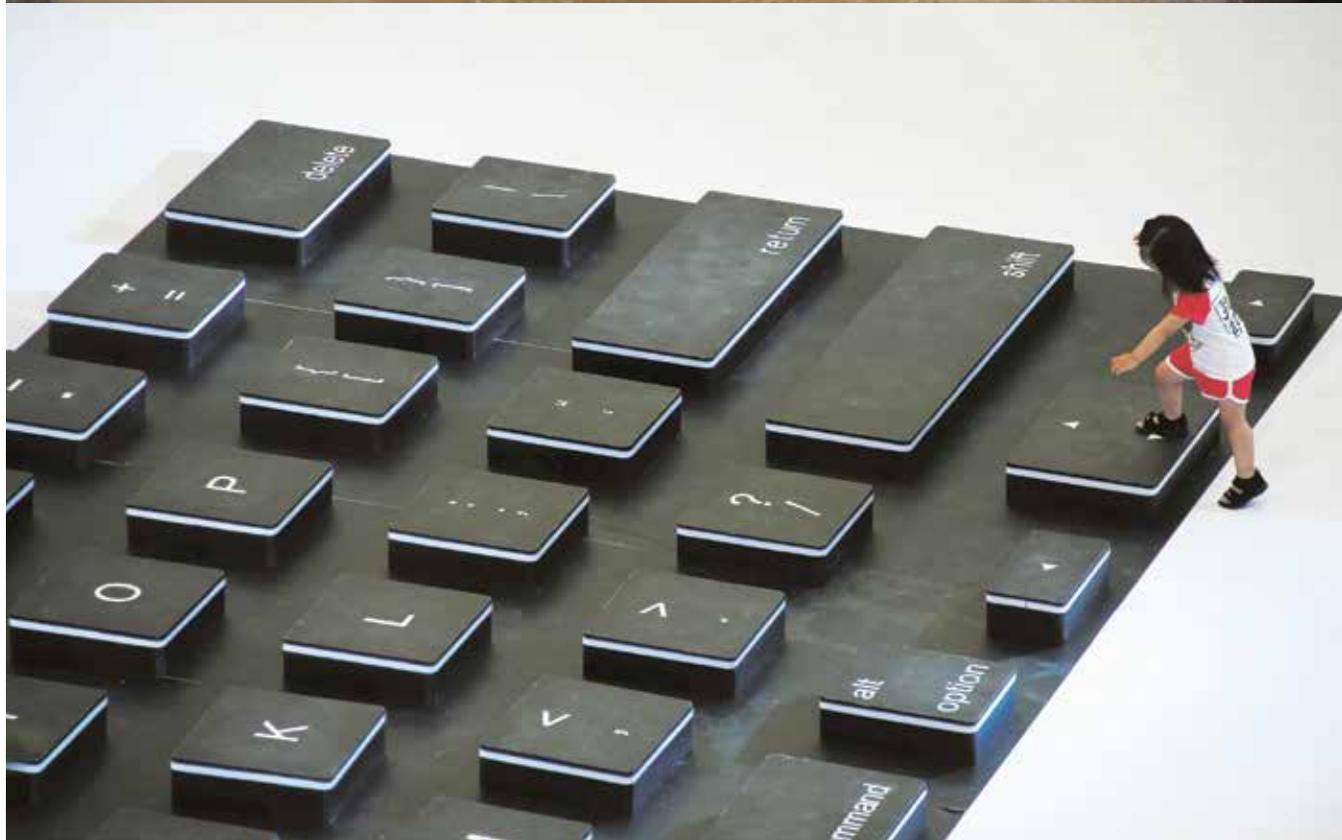
KHALED ABDULLAH/
REUTERS



Peking

Niederschwellig sollen Zukunftstechnologien sein: Wie der Nachwuchs spielerisch an den Online-Konsum herangeführt werden kann, zeigt diese Installation in einem chinesischen Kaufhaus.

THOMAS PETER/
REUTERS



Ein neuer Text für die Schweizer Hymne gibt zu reden. Statt Gott wird die Verfassung angerufen, was die Bewahrer wahrer Schweizer Werte auf die Palme treibt.

Welche Hymne auf das Vaterland?

Online



tageswoche.ch/
themen/
Georg Kreis

von Georg Kreis

Der 1. August ist wieder einmal vorbei. Wie ist er im ganzen Lande gefeiert worden? Uns wird vor allem berichtet, welche grösseren und kleineren Prominenten wo aufgetreten sind und was sie gesagt haben übers Vaterland und die Lage der Nation. Sodann, wie wunderbar gewisse Feuerwerke waren. Wie viele Menschen versammelt waren und welche kleineren Zwischenfälle es da gegeben hat. Und natürlich das Wetter.

Eine ursprüngliche Gegebenheit des traditionellen Festes ist schon längst aufgegeben worden: das als typisch schweizerisch verstandene Masshalten, das darin bestand, am Nationalfeiertag wie an einem Werktag zu arbeiten und am Abend dann, mit sauberen Händen und sogar ein bisschen herausgeputzt, vor dem Feuer zu stehen. Jetzt aber wird auch darüber diskutiert, ob man sich nach dem 1. August einen Tag frei nehmen soll, um ausschlafen zu können.

Versucht doch mal die neue Hymne

Mit der betonten Schlichtheit wollte man sich in der Schweiz von den dröhnenden Feiertagen der Nachbarnationen abheben, so die Erklärung des Bundesrats, als er 1899 die nationale Jahresfeier einführte und ein Glockengeläut zu vorgeschriebener Abendzeit anordnete. 1993 ist per Urnenabstimmung der Schweizer Nationalfeiertag ein fast gewöhnlicher Festtag geworden, und dies ausgerechnet dank der Initiative einer recht nationalen Kleinstpartei (der Schweizer Demokraten), die sonst zeit ihrer Existenz gerne den Sonderfall verteidigte.

Am eben gefeierten 1. August stand eine besondere Variante zur Verfügung: die neue Landeshymne. Die angesehene Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft (SGG) hat im vergangenen Jahr nach einem breit angelegten Wettbewerb

eine neue Hymne in Vorschlag gebracht und sich vor dem 1. August sogar herausgenommen, die Gemeinden zu ermuntern, dieses neue Lied einmal auszuprobieren. Der eben begangene Nationalfeiertag war darum laut der NZZ auch ein «grosser Hymnen-Test».

Wie das so läuft, waren die Reaktionen gemischt. Neben wohlwollender Aufnahme und Bereitschaft, Neues auszuprobieren, gab es auch geharnischte Abwehr und Empörung. Und dazwischen breite Gleichgültigkeit.

Der Reformvorschlag kam in einer sorgfältigen Mischung zwischen Altem und Neuem daher: zwar ein halbwegs neuer Text, aber eine alte Melodie. Der Text orientiert sich an der Einleitung (Präambel) der vor 17 Jahren per Volksabstimmung eingeführten Bundesverfassung und will anstelle eines pathetischen Textes aus dem 19. Jahrhundert einen zeitgemässen Text für das 21. Jahrhundert zur Verfügung stellen, in dem die zentralen Werte der Gesellschaft an- und ausgesprochen beziehungsweise besungen werden: Frieden, Einheit in der Vielfalt, Freiheit, Solidarität, Unabhängigkeit, Sorge für die Umwelt, für die sozial Schwachen und künftige Generationen.

Die neue Hymne stösst auf wohlwollende Aufnahme und geharnischte Abwehr. Dazwischen: breite Gleichgültigkeit.

Der neue Text kann es nicht gewesen sein, der die Empörung verursacht hat. Vielmehr ist es das Ansinnen selber beziehungsweise die Veränderung als solche. Der Text bietet allerdings eine Angriffsflä-

che: In ihm findet keine Anrufung Gottes statt. Das bringt einige der zumeist weitgehend säkularisierten Eidgenossen in Rage, wird als unchristlich und womöglich als Konzession an die muslimische Einwanderung missverstanden, als ob diese nicht den gleichen Gott über sich sähen.

Die «böse» SGG sät Zwietracht

In der Tat «fehlt» im neuen Vorschlag der Aufruf zum Gebet und die zweifache Verschmelzung von Gott und Vaterland. Im Gegenzug sollte man sich daran erinnern, dass die angerufenen Werte (Solidarität, Frieden et cetera) auch christliche Werte darstellen.

Nicht verwunderlich, dass von der Seite Sperrfeuer einsetzte, die bereits 1999 gegen die Reform der Bundesverfassung war. Leute, die permanent selbsternannt die Nation und mit ihr gleich das Abendland vor dem Untergang bewahren wollen und dabei die Schweiz spalten, warfen der SGG vor, ohne Mandat zu handeln. Geld (das kein Steuergeld ist) zu verschleudern und Zwietracht zu säen. Zur Abstrafung, so ein ernst gemeinter Vorschlag, soll der SGG sogar das Rütli entzogen werden, das sie seit über 150 Jahren treuhänderisch verwaltet.

Kurios, aber ebenfalls nicht verwunderlich, dass der SVP-Nationalrat und «Weltwoche»-Redaktor P. K. aus Nidwalden in dieses Horn stösst, obwohl er als Historiker wissen müsste, dass es die SGG gewesen ist, die den Kauf des Rütli ermöglichte, es dem Bundesrat schenkte und sich von diesem eben zur Pflege gleichsam zurückgeben liess. P. K., der sich bereits voriges Jahr wie ein Winkelried in die feindlichen Lanzen geworfen hatte, mit denen das überholte Marignano-Bild in Frage gestellt worden war, warf der SGG nichts weniger als Demontage der Schweiz vor. Doch ohne die Aktion der SGG vor über 150 Jahren hätten wir jetzt auf dem Rütli ein Resort mit Minigolf und Rodelbahn.



«Wie geht jetzt dieser neue Text?» Besucher der diesjährigen 1.-August-Feier auf dem Rütli.

FOTO: KEYSTONE

In den meisten der rund 2300 Gemeinden dürfte, wenn überhaupt, die Landeshymne in der bestehenden Version in den vaterländischen Himmel gestiegen sein. In der Bundeshauptstadt, die auch eine Gemeinde wie jede andere ist, gab es zwei Strophen «Trittst im Morgenrot daher» und als dritte Strophe neu «Weisses Kreuz auf rotem Grund». In Hombrechtikon ZH ist das Neue nach vier alten Strophen zum Zug gekommen.

Auf dem Rütli hatten die Gäste die alte Version in den vier Landessprachen anzustimmen, bevor der Schweizer Jugendchor die neue Version vortrug. Deren Aufnahme war gemäss «Bote der Urschweiz» bei den 1400 Gästen freundlich: «Der Text gefiel durchaus, der Applaus war recht grosszügig und niemand fühlte sich bedrängt, man hörte einfach mal zu.»

Im sankt-gallischen Uzwil liess es sich CVP-Regierungsrat B. W. nicht nehmen, seine Festansprache mit abwertenden Bemerkungen über die neue Landeshymne zu garnieren. Und auf dem Bruderholz in Basel? Der für die Feier verantwortliche Vorstand diskutierte die Frage und beschloss, einzig die «offizielle Version» singen zu lassen, nicht aufgrund einer inhaltlichen Beurteilung, sondern aus formellen Gründen. Ein Engagement für die neue Variante, so die Bedenken, hätte als Provokation oder Zwängerei empfunden werden können.

Wechselvolle Geschichte der Hymne

Die Schweizer Landeshymne hat bereits eine wechselvolle Geschichte hinter sich. Da gibt es die Variante des lange Zeit populärsten «Rufst du, mein Vaterland», sodann das in jüngerer Zeit vor allem von den Rechtsextremen gesungene «Heil dir,

Helvetia» und das jetzige «Morgenrot» und «Strahlenmeer».

Jedenfalls ist die Hymne nichts Selbstverständliches, von der Geschichte einfach Gegebenes. Erst spät, 1961, und zunächst zögernd als «befristeter Versuch» beschloss der Bundesrat, welche Variante die offizielle, das heisst in seinem Zuständigkeitsbereich (in der Armee und bei Staatsempfängen) und wohl auch in der Welt des Sports zu spielende sei. Zuvor waren die vielen und wichtigen Gesangsvereine zu konsultieren.

Die Hymne ist nichts Selbstverständliches, von der Geschichte einfach Gegebenes.

H. S., der im Appenzellischen wohnhafte Vizedirektor des Gewerbeverbandes und ehemaliger Unternehmensberater rückt die Initiative der SGG in die Nähe des Mafiösen, bezeichnet sie als arrogante Aktion eines privaten Vereins. Solche überrissenen Reaktionen sind symptomatisch für die Exponenten des rechtsnationalen Milieus, die selber als private Akteure weit arroganter auftreten als die attackierte SGG, die ihren Vorschlag in einem sehr breit abgestützten, sozusagen demokratischen Prozess entwickelt hat.

In den vergangenen Jahren sind, weil die offizielle Hymne offenbar zu wenig befriedigt, zahlreiche private Verbesserungsvorschläge vorgelegt worden. In der Regel von Printmedien oder Wirtschaftsunternehmen, die sich davon einen PR-Effekt versprochen.

Dazu nur ein Beispiel: 1998 – man feierte gerade 150 Jahre Bundesstaat – lancierte eine kleine Stammtischrunde im Wirtshaus Winkelried von Wettingen (AG) eine neue Hymne. Gesponsert war die Aktion vom Stumpfenfabrikant Heinrich Villiger (Bruder des damaligen Bundesrats). Unser Mafia-Jäger aus dem Appenzellischen hätte gegen eine solche Aktion keinen Schuss abgegeben.

Warum nicht nur eine Melodie?

Bei der derzeitigen Hochkonjunktur der Volksinitiativen könnte man – wie zur Rettung des Bankgeheimnisses auch zur Rettung der im Moment geltenden Landeshymne – eine Unterschriftensammlung lancieren. Ein solches «Gottesurteil» könnte allerdings auch eine Verarmung bedeuten, denn die ewigen Diskussionen um die richtige und beste Landeshymne gehören so sehr zum Nationalfeiertag wie das 1.-August-Feuer.

Es gäbe ja auch die Lösung, wie es Spanien tut, auf jeglichen Text zu verzichten, sich mit der Melodie zu begnügen. Das wäre für den einen oder anderen Spieler der Fussball-Nationalmannschaft eine Erleichterung – und ist beim Hissen der Olympiafahnen für andere Sportarten gang und gäbe.

Harry Ziegler, Chefredaktor der «Zuger Zeitung», hat sich ebenfalls mit der wichtigen Hymnenfrage befasst und ist zu einem salomonischen Urteil gekommen: Ihm ist es völlig egal, ob das «Dahertreten im Morgenrot» oder das «Weisse Kreuz auf rotem Grund» zum Zug kommt. Hauptsache sei, dass an den kommenden Spielen von Rio die Hymnenmelodie mindestens fünfmal zu hören sei.

tageswoche.ch/+hohr7

×



Fischer Stratis Valiamos hat vielen Flüchtlingen das Leben gerettet. Nun brauchen er und seine Familie selber Hilfe.

Held von Lesbos

Der Fischer Stratis Valiamos rettete vielen Flüchtlingen das Leben und ist nun für den Friedensnobelpreis nominiert. Dennoch fürchtet er wie viele auf Lesbos um seine Existenz.

«Was nützt uns der Nobelpreis, wenn keine Touristen kommen?»



FOTO: HAUKE HEUER

von Hauke Heuer / n-ost

Das wird ein guter Abend, sagt Stratis Valiamos aus dem Dorf Skala Sikamineas auf Lesbos. Der 40-Jährige schaut prüfend erst in den klaren Himmel und dann auf die ruhige Wasseroberfläche, auf der die letzten Sonnenstrahlen tanzen.

Der Fischer wirkt ein wenig wie ein Cowboy, der seine Lederboots gegen Gummistiefel und seinen Zahnstocher gegen einen Strohalm eingetauscht hat, auf dem er unablässig kaut.

Erst zweimal in seinem Leben hat er Lesbos verlassen, um Verwandte in Thessaloniki zu besuchen. «Das hier ist mein Zuhause», sagt er, steuert sein kleines weisses Motorboot aus dem Hafen und grüsst einen älteren Kollegen, der auf der Mole hockend ein Netz repariert.

Der Motor dreht auf und das Boot wühlt sich schäumend nordwärts, wo sich die türkische Küste in etwa sieben Kilometern Entfernung zum Greifen nah erhebt. Auf halber Strecke stellt Valiamos den Motor ab. «Vielleicht sind wir schon in Asien, aber das ist den Kalamaris egal», erklärt er und lacht schelmisch.

Beim Auswerfen der Fangleinen deutet Valiamos auf einen Punkt im Meer, etwa 30 Meter entfernt, als gäbe es dort einen Fixpunkt.

«Da ist im Oktober ein Boot mit rund 30 Leuten gekentert. Wir haben alle rausgeholt. Die meisten stammten aus Eritrea und konnten nicht schwimmen», erinnert sich der Grieche. Und fügt, als müsste er sich erklären, hinzu: «Im Winter bläst der Wind und die Wellen sind viel höher.»

Das Wasser voller Babys

Später zeigt er auf ein anderes Fischerboot in etwa 500 Metern Entfernung: «Da hinten sind im letzten Sommer zwei grosse Schlauchboote voller Frauen und Kinder gesunken. Das ganze Wasser war voller Babys und Kleinkinder. Davon träume ich heute noch.»

Dann reisst eine der Fangleinen mit den Plastikködern und Valiamos gehen wieder seine eigenen Nöte durch den Kopf: «Das sind immer ein paar Euro. Das können wir uns im Moment nicht leisten», sagt er und zündet sich mit zittrigen Fingern eine Zigarette an, um gleich wieder ein demonstratives Lächeln aufzusetzen.

Der Mann, der neben einem Kollegen und einer älteren Frau aus dem Nachbardorf für den Friedensnobelpreis nominiert wurde, stellvertretend für die Bewohner der Insel – dieser Mann fürchtet um seine Existenz.

Valiamos' Familie betreibt neben der Fischerei, die immer weniger abwirft, ein Restaurant mit 50 Plätzen gleich am Hafenbecken. Seitdem die Meldungen von Flüchtlingsbooten und Hunderten von Toten in der Ägäis um die Welt gingen, bleiben die Stühle leer.

«Wir beschäftigen normalerweise sieben Kellner. In diesem Jahr reicht das Geld nicht einmal für uns», erklärt Valiamos und fügt nicht ohne Verbitterung hinzu: «Wenn die Touristen nicht bald wiederkommen, müssen wir das Restaurant verkaufen. Was nützt uns dann der Friedensnobelpreis?»

Die Fischer sind in Griechenland zu Lebensrettern geworden. Doch davon haben sie nicht viel.

Ähnlich ergeht es Stelios Poulos, der im Norden von Lesbos ein Restaurant betreibt und Zimmer vermietet. Mittags um 13 Uhr sitzt er allein zwischen Dutzenden leeren Tischen, raucht und schaut hinaus aufs Meer.

«Hier in Petra sind nie Flüchtlinge angekommen. Trotzdem bleiben die Gäste aus. Auf Lesbos sitzen wir alle in einem Boot», sagt der Gastronom und fordert die Touristen aus Mitteleuropa auf, wiederkommen: «Nie war es günstiger

als jetzt. Und seine Ruhe hat man in jedem Fall auch.»

Fischer sind in Griechenland zu Lebensrettern geworden, aber davon haben sie nicht viel – ihr Engagement wird zwar geschätzt, die Touristen bleiben aber aus, und Hilfe von der EU ist auch keine in Sicht.

Rund drei Viertel der gut 85 000 Bewohner von Lesbos leben direkt oder indirekt vom Tourismus. Laut der Behörde für Fremdenverkehr könnte die Branche auf der Insel in dieser Saison 20 Millionen Euro Verluste machen.

«Wir haben monatelang geholfen. Jetzt brauchen wir Hilfe.»

Periklis Antoniou,
Präsident des Hoteliersverbandes

«Im Mai wurden 90 Prozent weniger Zimmer gebucht als noch im Vorjahr. Trotz einiger Kurzenschlossener, die die günstigen Preise nutzen, kann von einer Entspannung keine Rede sein», sagt Periklis Antoniou, Präsident des Verbandes der Hoteliers der Insel. «Früher landeten hier täglich 23 Flugzeuge, heute sind es sieben.» Antoniou fordert Unterstützung von der EU und vom griechischen Staat: «Wir haben monatelang geholfen. Jetzt brauchen wir Hilfe.»

Doch die kommt nicht. Stattdessen steigt der Druck.

Die Mehrwertsteuer drückt

Um Finanzhilfen von der EU zu erhalten, wurde bereits im Juli vergangenen Jahres die Mehrwertsteuer für die meisten Produkte und Dienstleistungen von 13 auf 23 Prozent angehoben. Im Juli erfolgte bei Lebensmitteln und Getränken eine weitere Erhöhung auf 24 Prozent, was das Gastgewerbe besonders trifft. Zusätzlich soll ab 2018 in ganz Griechenland je nach Kategorie der Unterkunft eine zusätzliche Gebühr zwischen zwei und vier Euro pro Übernachtung fällig werden.

Dem Fischer Valiamos bleibt da nur eine Möglichkeit: «Ich fahre so oft wie möglich raus und hoffe auf den grossen Fang», sagt er, breitet lachend die Arme aus und misst in der Luft einen grossen Thunfisch.

Am Ende der Tour befinden sich gerade mal zwei Kalamaris, rund zehn Euro wert, in seinem weissen Plastikeimer. Valiamos lag falsch mit seiner Intuition, Enttäuschung steht ihm im Gesicht: «Das war gar kein guter Abend.»

tageswoche.ch/+0567k

×

Der Kreml baut die Ferienanlage Artek neu auf. Doch daran haben selbst Putintreue Krimbewohner keine Freude.

Ein Paradies für die Kinder des Kremls

von Simone Brunner

Ein Gedicht aus Meer, Sandstrand und Fels: Wie ein Wal taucht der sanfte Bergrücken des Aju-Dag aus dem Schwarzen Meer, um die Bucht von Hursuf nach Norden abzuschliessen. Richtung Süden ragen zwei felsige Inseln wie Trutzburgen aus dem Türkis des Meeres. «Schön bist du, Tauriens Gestade, wenn vor dem Schiff im Morgenstrahl du aufsteigst aus dem Meeresspfade», schrieb der russische Dichter Alexander Puschkin schon 1820 über diese Bucht.

Die Jugend-Ferienanlage Artek liegt an der Südküste der Krim, eine halbe Autostunde von der Schwarzmeerstadt Jalta entfernt. Der Direktor Aleksej Kasprschak, ein gebräunter End-Dreissiger mit schulterlangem Haar und Sonnenbrille, führt durch die Anlage. Gläserne Wohnheime, Sportanlagen und üppige Alleen säumen die Strasse. Das Meer funkelt in der Juli-Sonne. «Wir wollen, dass die Kinder das Lager als selbstbewusste und nützliche Mitglieder der Gesellschaft verlassen», doziert Kasprschak.

Die Geschichte von Artek ist eine wechselvolle. 1925 als Erholungsheim für Kinder im Bürgerkrieg gegründet, entwickelte sich Artek in der Sowjetunion zu einem bekannten Sommerlager der sowjetischen Jugendorganisation der «Pioniere.»

Ferienstimmung für Russenkinder, Zäune für Einheimische: Das Lager Artek spaltet die Krim.



Mit der Unabhängigkeit der Ukraine 1991 wurde das Lager ukrainisch.

Seit der russischen Annexion 2014 wird das Ferienlager wieder von Moskau kontrolliert. Die ukrainische Rechtsauffassung ist eine andere: Mit der Annexion der Krim wurde das Kinderlager – wie auch die gesamte staatliche Infrastruktur auf der Halbinsel – rechtswidrig enteignet.

«Das beste Kinderlager der Welt»

Die Kreml-Führung feiert das Kinderlager indes als russische Erfolgsstory. Kremlnahe Medien porträtieren das Lager als einen «Traum», als «Jugend-Paradies» wird es von Moskauer Beamten bezeichnet. Der Direktor Kasprschak selbst wurde von seinem Posten als Vize-Gouverneur im zentralrussischen Twer abgezogen, um «das beste Kinderlager der Welt», wie es auf der Website steht, zu leiten.

Die 90-Jahr-Feier nahm der russische Premier Dmitri Medwedew persönlich ab. Die schillernde Pressesekretärin des Außenministers, Maria Sacharowa, beteiligte sich dieser Tage an den allmorgendlichen Turnübungen und kochte mit den Artek-Zöglingen chinesischen Tee als Zeichen der neuen Allianz zwischen Moskau und Peking, von zahllosen russischen Fernsehstationen begleitet.

Das Kinderlager ist auch im Ort Hursuf mit seinen knapp 9000 Einwohnern allgegenwärtig. «Schaffe!» – «Handle!» – «Fan-

tasier!» – «Lebe!» – «Respektiere!», steht auf Hauswänden und Schautafeln.

Meterhohe Zäune durchziehen das Ortsgebiet mit Plakaten von lachenden Kindern in bunten Artek-Uniformen, ihre Halstücher nach Pionierart um den Hals geknotet. Artek ist nicht nur ein Kinderlager, sondern Nostalgie einer untergegangenen Welt. Ständig werden neue Wohnheime mit Glasfronten und bunten Wänden aus dem Boden gestampft. Bis 2020 sollen 21 Milliarden Rubel (320 Millionen Franken) an staatlichen Mitteln in den Ausbau des Lagers gesteckt werden, erzählt der Direktor.

Seit der Annexion der Krim sind die Besucherzahlen explodiert: Von 6000 im Jahr 2014 auf 20 000 Kinder im vergangenen Jahr. Bis 2020 sollen hier jährlich 40 000 Kinder zwischen acht und 17 Jahren zu «Patrioten ihres Landes» ausgebildet werden, wie es auf der Website heisst. Kostenpunkt: 65 000 Rubel, umgerechnet rund 920 Franken, für eine «Putjowka», einen Aufenthalt von drei Wochen.

Doch mit der Expansion ist es in der malerischen Bucht von Hursuf eng geworden. 40 zusätzliche Hektar Land hat der Krim-Premier Sergej Aksjonow der Artek-Führung für seine Expansion per Verordnung zugesprochen. Dass darunter zwei öffentlich zugängliche Strände, zwei Friedhöfe sowie zahlreiche Zufahrtsstrassen fallen und ausserdem 1500 Personen umgesiedelt werden sollen, hat für Unmut unter den Anrainern gesorgt. «Seit diesem Jahr werden wir an den Checkpoints des Kinderlagers nicht mal mehr durchgelassen», empört sich Igor Barischnikow, ein Mann mittleren Alters.

Artek ist nicht nur ein Kinderlager, sondern Nostalgie einer untergegangenen Welt.

Dass Russland auf der Krim legitim die Macht übernommen habe, daran hat Barischnikow keinen Zweifel. Er ist ein glühender Anhänger der «Heimholung der Krim.» So sehr, dass er den russischen Präsidenten auch heute noch, zweieinhalb Jahre nach der Annexion der Krim, beim Wort nehmen möchte.

«Präsident Wladimir Putin hat uns versprochen, dass wir nach dem Referendum nicht schlechter leben werden als vorher.» Doch inzwischen spricht Barischnikow sogar von «Krieg». Damit meint er nicht den bewaffneten Konflikt im mehr als 600 Kilometer entfernten Donezk, sondern den Kampf mit der russischen Bürokratie.

Barischnikow und seine Mitstreiter haben keine Gelegenheit ausgelassen, ihrem Unmut Gehör zu verschaffen. In zahlreichen Treffen haben sie den Premier der Krim, Sergej Aksjonow, mit der «illegalen Aneignung» in Hursuf konfrontiert. 5000 Unterschriften haben sie gegen die

Expansion des Kinderlagers gesammelt, sich mit Beschwerden an russische Institutionen und Parteien gewandt.

«Wir sind nicht gegen Russland, sondern gegen die Methoden der Beamten.»

Zuletzt hat Barischnikow mit vier weiteren Anrainern sogar eine Klage vor dem Kreisgericht in Simferopol eingebracht. «Unsere Kinder werden das Meer künftig nur noch vom Zaun aus sehen. Das werden wir nicht zulassen», hat sich sein Kollege Juri Skotik in einer Youtube-Botschaft direkt an Putin gewandt: «Wir sind nicht gegen Russland, sondern gegen die Methoden der Beamten.»

Mit «Strojgasmontasch», dem Unternehmen von Arkadi Rotenberg, wurde ausgerechnet ein Putin-naher Oligarch mit dem Ausbau des Ferienlagers beauftragt. Die Ansprüche der Anrainer von Hursuf würden «den Sicherheitsanforderungen des Objektes mit einem Kontingent von mehreren tausend Kindern» widersprechen, teilt die Pressestelle mit. Für den Strandzugang sieht Artek hingegen die lokalen Behörden in der Pflicht.

Der Unmut steigt

Der Protest gegen Artek ist auf der Krim kein Einzelfall. Immer wieder regt sich Unmut gegen die Projekte der neuen Machthaber. So ist es auch im Kap Fiolent nahe Sewastopol zu offenem Widerstand gegen die illegale Aneignung von öffentlichen Stränden gekommen. Die Bewohner beziehen sich im Kampf auf demokratische Grundrechte, an die sie sich in den 23 Jahren unter der Ukraine gewöhnt haben – wie die Versammlungs- und Pressefreiheit –, die aber in Russland nur sehr eingeschränkt gelten: Da eine Demonstration in Hursuf selbst verboten wurde, mussten die Aktivisten Ende Juni im knapp 20 Kilometer entfernten Jalta demonstrieren. Bei einem Lokalaugenschein mit einem Fernsehsender wurden Barischnikow und Skotik daraufhin wegen «Aufruf zu Massenunruhen» verhaftet.

Das Material wurde im lokalen Fernsehen nie ausgestrahlt. Während Premier Aksjonow bereits eingeräumt hat, das Territorium unrechtmässig übergeben zu haben, schweigt Moskau – und lässt die Artek-Führung gewähren. Barischnikow ist mit seinem Latein langsam am Ende. «Wir wissen nicht, was wir noch tun sollen, damit wir endlich angehört werden!»

«Russland braucht ein Paradies», soll der Fürst Potemkin zu Katharina der Grossen gesagt haben, bevor er Ende des 18. Jahrhunderts die Halbinsel Krim annektierte. Paradies oder Potemkinsches Dorf – was die Bucht von Hursuf heute ist, zeigt den Krim-Bewohnern erst die Zukunft. tageswoche.ch/+abuzj ×

FOTO: SIMONE BRUNNER





Beschränken Sie die Monsterjagd auf die Freizeit – sonst haben Sie vielleicht bald mehr Freizeit, als Ihnen lieb ist. FOTO: REUTERS

Wirtschaft

Pokémon Go gefährdet die Wertschöpfung: Fanatische Spieler jagen auch bei der Arbeit nach virtuellen Monstern. Die private Handynutzung im Job wird zum Problem.

Pokémons sind Produktivitätskiller

von Adrian Lobe

Die Welt ist im Pokémon-Fieber. Millionen Menschen irren mit ihren Smartphones durch die Städte auf der Jagd nach Monstern und Pokébällen. An jeder Ecke werden Pokéstops platziert, an denen die Spieler Monster fangen können. Es gleicht einer virtuellen Schnitzeljagd. Firmen verschicken Gutscheine, wie der Mineralölkonzern Exxon Mobil, der Tankgutscheine an Pokémon-Spieler verteilt, die Tiere an Esso-Tankstellen einfangen.

Laut dem Analysedienst Sensor Tower verbringen iPhone-Nutzer in den USA im Schnitt 33 Minuten pro Tag mit Pokémon Go – mehr als auf Facebook (22 Minuten), oder Twitter (18 Minuten). Die Erhebung wurde am 11. Juli 2016 durchgeführt, einem Montag, also einem repräsentativen Werktag. Laut einer Statistik der Analytics-Firma SimilarWeb wurde die Spiele-App in den USA am 8. Juli, dem davorliegenden Freitag, im Durchschnitt 43 Minuten lang genutzt. Die unterschiedlichen Zahlen müssen kein Widerspruch sein, sondern könnten sich dadurch erklären, dass gegen Ende der Woche die Konzentration ab- und die Zerstreutheit zunimmt. Die Jagd nach virtuellen Monstern kann da eine willkommene Ablenkung vom drögen Berufsalltag sein.

Dabei könnte sich Pokémon Go als veritabler Produktivitätskiller erweisen. Denn die Gamer spielen nicht nur in ihrer Freizeit, sondern auch auf der Arbeit. In einer repräsentativen Umfrage, die das Wirtschaftsmagazin «Forbes» durchführte, gab ein Drittel der gut 66 000 Befragten an, mehr als eine Stunde Pokémon Go während der Arbeit zu spielen. Ob hinterm Kopierer oder neben der Tastatur – so mancher Gamer jagt selbst im Büro virtuellen Monstern nach.

Verspätung wegen Monsterjagd

Das dürfte die Vorgesetzten nicht gerade erfreuen. Auf Twitter posteten Beschäftigte munter über ihr Zuspätkommen auf der Arbeit, weil sie noch mit der Jagd nach virtuellen Monstern beschäftigt waren oder an Pokéstops hielten. Im Internet machte ein Warnhinweis die Runde: «Sie werden dafür bezahlt zu arbeiten und nicht den ganzen Tag fiktionalen Videospiel-Charakteren mit ihrem Smartphone hinterherzujagen. Heben Sie es für Ihre Mittagspause auf. Ansonsten haben Sie genügend Zeit als Arbeitsloser, sie alle einzufangen.»

Ein Neuseeländer kam dem zuvor und kündigte seinen Job als Barkeeper in Auckland, um sich im ganzen Land auf die Suche nach allen 151 Fantasiefiguren zu machen. 20 Busfahrten hat der «Vollzeitmonsterjäger» dafür gebucht.

Arbeitsrechtlich ist die Sache klar: Die private Nutzung des Smartphones am Arbeitsplatz bedarf der Einwilligung des Arbeitgebers. Der Arbeitgeber kann die Handy-Nutzung einschränken oder sogar

verbieten. Zwar wird kaum ein Vorgesetzter etwas dagegen haben, wenn der Angestellte gelegentlich seine Facebook- oder Whatsapp-Nachrichten checkt, sofern er sein Arbeitspensum erfüllt. Doch wenn die Smartphone-Nutzung exzessiv wird, kann das eine Kündigung rechtfertigen und sogar strafrechtliche Konsequenzen wegen Arbeitszeitbetrugs nach sich ziehen. Das Problem ist, dass der Arbeitgeber – wenn er den Angestellten nicht gerade bei der Pokéball-Jagd in den Fluren ertappt – die private Handynutzung am Arbeitsplatz schwerlich nachweisen und schon gar nicht kontrollieren kann.

Amerikaner verbringen pro Tag 5,6 Stunden mit digitalen Medien.

Laut einer Untersuchung der Risikokapitalgeber Kleiner Perkins Caufield & Byers (KPCB) verbrachten erwachsene US-Amerikaner 2015 im Durchschnitt 5,6 Stunden pro Tag mit digitalen Medien. Das ist mehr Zeit als ein Halbtagsjob. Das Smartphone-Spiel Pokémon Go wird gewiss Zeitkontingente von Facebook oder Twitter auffressen. Doch in diesem Licht wird deutlich, dass die Tech-Konzerne und Unterhaltungsindustrie mit Arbeitgebern

um Aufmerksamkeit konkurrieren. Die Jagd nach virtuellen Monstern oder das Chatten mit Freunden ist nur vordergründig eine Freizeitbeschäftigung. In der Aufmerksamkeitsökonomie geht es darum, unsere Zeitkonten in Besitz zu nehmen.

Der Datenjournalist Mark Fahey rechnete in einem Artikel für den Sender «CNBC» vor, dass Facebook allein in den USA für einen hypothetischen jährlichen Produktivitätsverlust von annähernd 900 Milliarden Dollar verantwortlich ist. Das entspricht dem anderthalbfachen Bruttoinlandsprodukt der Schweiz. Legt man eine durchschnittliche Nutzungszeit von 20 Minuten am Tag und den derzeitigen Mindestlohn in den USA von 7,25 Dollar pro Stunde zugrunde, käme man auf einen hypothetischen Verdienstaufschlag von 882 Dollar pro Jahr und Beschäftigtem (hypothetisch, weil der Arbeitnehmer ja trotzdem produktiv sein kann, indem er effizienter arbeitet).

Man muss dabei die Frage stellen, ob wir heute noch vollumfänglich für unsere Arbeitgeber tätig sind oder schon im Dienste der Tech-Giganten stehen. Indem wir Fantasiefiguren suchen oder chatten, geben wir kostenlos Daten preis und erbringen gegenüber Facebook oder Nintendo eine Arbeitsleistung. Der Lohn ist dabei der Spass.

tageswoche.ch/+w3tsk

×

ANZEIGE

AUTHENTICA

16

**19.–21.
August**

**Spezialitäten & Kunsthandwerk
von Schweizer Kleinproduzenten**

FILTER4 | BASEL

Fr bis Sa 11:00 – 19:00 Uhr | So bis 17:00 Uhr | Eintritt: Fr. 8.–, bis 16. J. gratis

authentica.ch

Olympische Spiele

Die Olympischen Spiele waren immer widersprüchlich, unvollkommen und am Gängelband der Weltpolitik.

Eine Zeit der Unschuld hats nie gegeben

von Florian Haupt

Olympische Spiele haben immer ihre Zeit abgebildet. Man muss sich dafür nur ihre Stars aus der dominanten Sportnation anschauen, den USA. Muhammad Ali oder Bob Beamon standen für gesellschaftliche Revolution und Aufbruch. Carl Lewis oder Michael Jordan für eine lineare, unerschütterliche amerikanische Hegemonie. Der grösste US-Athlet dieser Tage – und erfolgreichste Olympionike aller Zeiten – kommt hingegen aus der Rehabilitation von Alkohol- und Spielsucht nach Rio de Janeiro: Michael Phelps steht für Brüche und Zweifel, für eine Epoche der Unsicherheit.

Terrorismus, Krisen, Korruption – was für ein anmassender Gedanke ist es, zu glauben, das grösste Sportspektakel der Welt könnte sich davon frei machen, und sei es nur für zwei Wochen «olympischen Frieden». Oder gar die Idee, es könnte die Probleme einer Stadt wie Rio und eines Kontinents wie Lateinamerika lösen, die Generationen von Politikern nicht gelöst bekamen.

Chancen grandios vertan

Ironischerweise hängen solcher Hybris sowohl die «Herren der Ringe» an – auch wenn ihre Heilsversprechen zuletzt aus gutem Grund etwas leiser geworden sind – wie auch ihre Gegner, die in blinder Rage die Bedeutung der Spiele ebenfalls ins Unendliche überhöhen – und sie wohl am liebsten auch noch für das Aussterben der Mammuts verantwortlich machen würden.

Die Wahrheit ist viel einfacher. Olympische Spiele sind wie das Leben und die

Welt – bisweilen überwältigend, oft mühsam, aber vor allem widersprüchlich, nicht perfekt, kompliziert. Wer das IOC dafür verteufelt, dass es nicht mit einem Rauswurf der ganzen russischen Delegation ein flammendes Exempel im Antidopingkampf statuierte, der muss sich schon auch fragen lassen, wie er es mit dem fundamentalen rechtsstaatlichen Prinzip der Einzelfallprüfung hält. Und wer die Spiele in Volksentscheiden ablehnt, der darf auch mal darüber nachdenken, ob die Funktionäre wirklich mehr Schuld an falscher Stadtplanung in Olympiastädten tragen als die zuständigen Politiker.

Der Kampf des Ostblocks gegen den Westen hat das Doping wenn nicht erfunden, dann doch zumindest begünstigt.

Rio de Janeiro ist insofern ein ganz gutes Beispiel. Die durch die Spiele eröffneten Chancen sind grandios vertan worden. Anstatt ärmere Viertel im Zentrum und Norden der Stadt zu regenerieren, floss der grösste Teil der Investitionen in den reichen Süden und insbesondere den seeleeren Oberklasse-Vorort Barra, wo der Olympische Park steht.

Dorthin fährt jetzt auch eine neue Metrolinie, deren Tickets sich grosse Teile der Bevölkerung gar nicht leisten können. Verantwortung des IOC? Die Sportfunktionäre sind keine Urbanisten. Sie kennen nur ihre technischen Kriterien. Die konkreten Entscheidungen treffen die lokalen Poli-

ker und Behörden; und die machten für Olympia eben das, was sie in Brasilien sonst auch meist tun: Klientelpolitik für die Elite.

Natürlich gibt es berechtigte Kritik. Die Spiele sind längst um mehr als nur ein paar Events zu gross geraten. Ihre Verantwortlichen ducken sich immer wieder vor autoritären Regimes. Manche Entscheidungen senden katastrophale Signale wie jene, dass ausgerechnet die Enthüllerin des russischen Doping-Netzwerkes, Julia Stepanowa, für ihren Mut letztlich mit dem Ausschluss bestraft wird.

Aber desavouiert das wirklich die ganze Idee? Was taugt denn letztlich besser zur Schule des Lebens als der Sport? Und wie kam es eigentlich zu der aktuellen Lage, in der das Doping den Sport schon deshalb in seinen Grundfesten erschüttert, weil es ein Misstrauen sät, das eine «freundschaftliche Rivalität» zwischen der «Jugend der Welt» oft unmöglich macht?

Diese und viele andere Ideale hat der Begründer der modernen Spiele, Baron Pierre de Coubertin, einst formuliert. Er hatte viele gute Absichten, er verbot sogar den Medaillenspiegel, weil aus seinem Begegnungsfest kein Wettstreit der Nationen werden sollte. Doch angesichts seiner eigenen Überhöhung des «Olympismus» zur «Religion» dauerte es nicht lange, bis genau das geschah. Das faschistische Italien und das nationalsozialistische Deutschland erschufen den «Staatsathleten». Die kommunistischen Regimes zogen später nach und setzten mit dem «Kampf der Systeme» (Ostblock gegen den Westen) eine Spirale in Gang, die das Doping wenn nicht erfunden, dann zumindest fundamental begünstigt hat.

Es fehlt nur noch die Formel 1

Die weitverbreitete Betrachtung der Spiele als nationale Prestigeangelegenheit hat das Ende der Blockkonfrontation überlebt. Neben Medaillenquoten und subventionierten Athleten fördert ausserdem die Kommerzialisierung die Verlockung zum Betrug – auch dieser Standardvorwurf an das IOC ist ebenso zutreffend, wie er einer historischen Einordnung bedarf. Die Olympier haben lange versucht, das Amateurideal aufrechtzuerhalten, so lange, bis sie dafür als ewiggestrige Aristokraten verspottet wurden. Letztlich mussten sie sich auch in diesem Punkt der Zeit beugen.

Dass die Entwicklung längst ins andere Extrem umgeschlagen ist und nach der Aufnahme von Tennis und Golf eigentlich nur noch ein olympisches Formel-1-Rennen fehlt, um sie satirisch auf die Spitze zu treiben – auch das sei unbenommen. Aber das Beste aus beiden Welten zu vereinen, ist ja nicht nur im Sport eine fast unmögliche Herausforderung.

Letztlich sind die Funktionäre vor allem eines: Getriebene. Und auch wenn sie das nie zugeben: oft überfordert. Wie soll ein IOC-Präsident dem russischen Machthaber Wladimir Putin gewachsen sein, wo

das doch die wichtigsten Politiker der Welt nicht hinbekommen? Wie soll ausgerechnet der Sport es schaffen, sich vom Betrug rein zu halten, wo doch überall sonst auch getrickst und gemauschelt wird? Und wie soll er sich verhalten, wenn die Sicherheitslage als so bedrohlich gilt, dass die US-Basketballer in Rio lieber auf einem privaten Schiff logieren als im Olympischen Dorf?

Olympische Funktionäre im Spiel der Mächtigen: Getriebene, die oft überfordert sind.

Wenige Tage vor der Eröffnung präsentieren sich Rios Wettkampfstätten wie Kasernenhöfe, mit Soldaten, Checkpoints und Jeeps. Wer hätte nicht lieber Spiele ohne Zäune, einfacher, menschlicher? München hat es 1972 versucht. Es endete im Desaster, der Geiselnahme israelischer

Sportler durch palästinensische Terroristen im Olympischen Dorf, einem missglückten Polizeieinsatz und elf toten israelischen Athleten.

München 1972 ist eine geeignete Fallstudie, um zu verstehen, dass es kein verlorenes Paradies zu entdecken gibt, dass es bei Olympischen Spielen nie eine Zeit der Unschuld gab. Der Historiker David Clay Large berichtet in einem unterhaltsamen Buch zu den Spielen in Bayern nicht nur von angeordnetem Gratisalkoholkonsum im Pressezentrum, um positive Reportagen herbeizuführen. Sondern auch von den gleichen Debatten, die man heute führt, von einem um das Vielfache überzogenen Budget, von Gigantismus, vom Einfluss der (Welt-)Politik. Dass Doping damals noch nicht so stark im Mittelpunkt stand, lag wohl eher an mangelnder Sensibilität als an weniger Betrug. Insofern ist man heute sogar eher weiter.

München ist auf der anderen Seite auch ein Beispiel dafür, dass es städtebaulich sehr wohl eine positive Hinterlassenschaft der Spiele geben kann. Die Architektur des Olympiaparks und die damals errichteten Nahverkehrsstrassen prägen

die Stadt bis heute. Barcelona schaffte es 1992 sogar, die Olympia-Investitionen für eine Neuerfindung seiner selbst und den Aufstieg unter die Starmetropolen zu nutzen. London belebte vor vier Jahren immerhin ein brachliegendes Viertel neu.

Weder gut noch schlecht

Rio de Janeiro wird sicher beeindruckende Bilder produzieren, aber hinter den Kulissen eine der schwächeren Ausgaben bleiben. In vier, acht oder zwölf Jahren wird es anderswo vielleicht umgekehrt sein. Olympische Spiele: ein bisschen weiss, ein bisschen schwarz, und doch immer wieder auch inspirierend. Machen sie die Welt zu einem besseren Ort? Womöglich nicht. Aber zu einem schlechteren wohl auch nicht.

tageswoche.ch/+cb3il

×

Wettkampfstätten wie Kasernenhöfe: Sicherheit steht in Rio an erster Stelle.

FOTO: REUTERS



Kinoprogramm

Basel und Region 05. bis 11. August

BASEL CAPITOL Steinenvorstadt 36 kitag.com

- **ICE AGE - KOLLISION VORAU!** [6/4 J] 15.00^D
- **INDEPENDENCE DAY: RESURGENCE** [12/10 J] 15.00^{E/diff}
- **LEGEND OF TARZAN** [10/8 J] 18.00^{E/diff}
- **STAR TREK BEYOND** [12/10 J] 18.00/21.00^{E/diff}
- **PETS** [4/4 J] FR-MO: 21.00^{E/diff} DI/MI: 21.00^D

KULT.KINO ATELIER Theaterstr. 7 kultkino.ch

- **L'OMBRE DES FEMMES** [16/14 J] 14.00/19.30^{F/d}
- **MULLEWAPP - EINE SCHÖNE SCHWEINEREI** [0/0 J] 14.00^D
- **ROSALIE BLUM** [12/10 J] 14.00/20.30^{F/d}
- **UN + UNE** [10/8 J] FR-DI: 14.15^{F/d}
- **PARADISE - MA DAR BEHESHT** [16/14 J] 14.30/21.00^{Ov/d}
- **ACORDA BRASIL - THE VIOLIN TEACHER** [12/10 J] 15.30/21.00^{Ov/d}
- **TONI ERDMANN** [12/10 J] 15.30/17.30/20.30^D
- **LA VACHE** [6/4 J] 15.45/18.45/21.00^{F/d}
- **AQUÍ NO HA PASADO NADA - MUCHO ADO** [16/14 J] 16.30^{Sp/diff}

- **PEGGY GUGGENHEIM: ART ADDICT** [8/6 J] 16.30^{F/d}
- **GUIBORD - MEIN PRAKTIKUM IN KANADA** [8/6 J] FR-DI: 17.30^{F/d}
- **LE GOÛT DES MERVEILLES** [6/4 J] 18.30-SO: 12.20^{F/d}
- **RACE** [8/6 J] 18.30-SO: 12.00^{E/d}
- **ZEN FOR NOTHING** [12/10 J] SO: 12.00^{E/diff}
- **AMA-SAN** [14/12 J] SO: 12.10^{Jap/d}
- **HEART OF A DOG** [6/4 J] SO: 12.30^{E/d}

KULT.KINO CAMERA Rebgasse 1 kultkino.ch

- **L'AVENIR** [16/14 J] 16.30/20.50^{F/d}
- **THE ASSASSIN** [16/14 J] 16.45^{Ov/diff}
- **TOMORROW - DEMAIN** [8/6 J] 18.30-SO: 14.15^{Ov/diff/e}
- **JULIETA** [12/10 J] 19.00^{Sp/diff}
- **L'ÉTUDIANTE ET MONSIEUR HENRI** [6/4 J] 21.00^{F/d}
- **NOUS TROIS OU RIEN** [10/8 J] SO: 14.45^{F/d}

NEUES KINO Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch

- **SILO-OPEN-AIR: BIS 12.08.2016**

PATHÉ KÜCHLIN Steinenvorstadt 55 pathe.ch

- **PETS - 3D** [0/0 J] 12.30/14.30/16.30/18.30/20.30 FR/SA: 22.30-SA/SO: 10.20^D
- **PETS** [0/0 J] 12.45/14.50 SA/SO: 10.40^D
- **LEGEND OF TARZAN** [10/8 J] 12.50^D
- **LEGEND OF TARZAN - 3D** [10/8 J] 15.20-FR/SO/DI: 20.15 SA/MO/MI: 17.45-SA: 22.40 SO: 10.15^D FR/SO/DI: 17.45-FR: 22.40 SA: 10.15-SA/MO/MI: 20.15^{E/diff}
- **BFG - BIG FRIENDLY GIANT - 3D** [8/6 J] 13.00-SA/MO/MI: 18.00^D FR/SO/DI: 18.00 SA/SO: 10.30^{E/diff}
- **GHOSTBUSTERS** [12/10 J] 13.00-SA/MO/MI: 18.15^D
- **GHOSTBUSTERS - 3D** [12/10 J] 13.15/15.45/20.45 FR/SO/DI: 18.15-FR/SA: 23.15 SA/SO: 10.45^D 15.30/18.00/20.30 FR/SA: 23.00-SA/SO: 10.30^{E/diff}
- **ICE AGE - KOLLISION VORAU!** [6/4 J] 13.20^D
- **ICE AGE - KOLLISION VORAU! - 3D** [6/4 J] 16.00/18.10-SA/SO: 11.20^D
- **INDEPENDENCE DAY: WIEDERKEHR - 3D** [12/10 J] 13.30-FR/SA: 22.45 SA/MO/MI: 20.15^D FR/SO/DI: 20.15^{E/diff}
- **CENTRAL INTELLIGENCE** [12/10 J] FR/SO/DI: 15.30/20.30 SA/MO/MI: 18.10-SA: 22.50 SO: 10.50^D
- **STAR TREK BEYOND - 3D** [12/10 J] 15.30-FR: 23.10 SA/MO/MI: 20.30^D FR/SO/DI: 20.30-SA: 23.10^{E/diff}
- **LIGHTS OUT** [16/14 J] FR/SO/DI: 17.00 SA/MO/MI: 19.00^{E/diff} 21.00-FR/SO/DI: 19.00 FR/SA: 23.10-SA/MO/MI: 17.00^D
- **EIN GANZES HALBES JAHR -**

- **ME BEFORE YOU** [12/10 J] FR/SO/DI: 18.10 FR: 22.50-SA: 10.50 SA/MO/MI: 15.30/20.30^D

PATHÉ PLAZA Steintorstr. 8 pathe.ch

- **PETS - 3D** [0/0 J] 17.00/19.00/21.00 FR-SO: 13.00/15.00 FR/SA: 23.00^{E/diff}

REX Steinenvorstadt 29 kitag.com

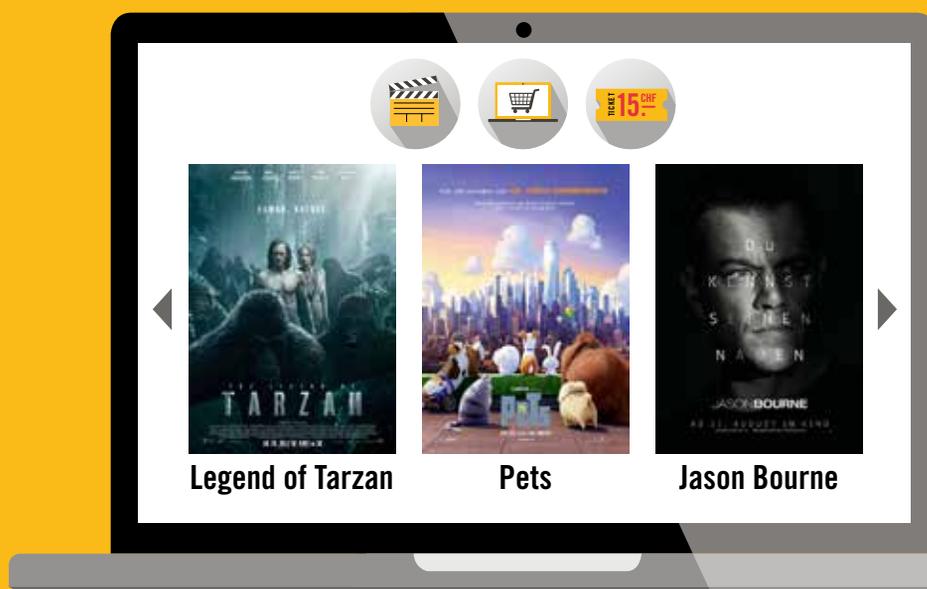
- **GHOSTBUSTERS** [12/10 J] 14.00/17.00-FR-MO: 20.00 DI/MI: 20.30^{E/diff}
- **PETS** [4/4 J] 14.30/17.30-FR-MO: 20.30^D
- **KITAG CINEMAS Männerabend: JASON BOURNE** DI: 20.00^{E/diff}

ANZEIGE



ANZEIGE

ONLINE KINOTICKET 15 CHF*



*Gültig für alle Filme bis 31. August für Erwachsene & Jugendliche bis 16 Jahren/Studenten/AHV/IV. Zzgl. allfällige 3D- & D-Box-Zuschläge.

PATHE BASEL





Garbage 1996: Vig, Erikson, Manson und Marker (v. l.).

FOTO: GETTY IMAGES

Kultwerk #240

Studiotechnik und Charisma machten Garbage gross: Eine Rückschau vor dem Gastspiel der Band in Pratteln.

Shirley und die Produzenten

von Reto Aschwanden

Was tut ein amerikanischer Produzent, nachdem er dem Album «Nevermind» einer Band namens Nirvana den Multi-Millionen-Sound verpasst hat? Butch Vig vergoldete erst mal seinen neu gewonnenen Status als Superstarmacher mit Jobs für Bands wie die Smashing Pumpkins. Dann war mal gut mit Rockern, die sich nicht entscheiden können zwischen Indie-Trotz und Erfolgshunger.

Also trommelte Butch Vig seine Kumpele Steve Marker und Duke Erikson zusammen, um sich im gemeinsam aufgebauten Studio auszutoben, mit allem, was die Technik hergab.

Heraus kam dabei ein Hybrid aus Rock, Elektronik und grossen Popmelodien. Das hatte es ähnlich schon bei New Order gegeben, für den Rock-Mainstream klang das kurz nach Grunge doch recht unerhört.

Und darum dauerte es eine Weile, bis sich das Album verkaufte. Im August 1995 erschien, riss die Platte zunächst wenig. Erst im April 1996 erreichte sie in England ihren Höhepunkt mit Rang 6, im August dann, ein Jahr nach dem Release, kam sie in den USA auf Platz 20. Das klingt nicht spektakulär, aber über die Zeit wurden doch genug Exemplare abgesetzt, dass es für Doppel-Platin reichte.

Für diesen Erfolg brauchte es mehr als drei Produzenten mit viel Know-how und wenig Charisma. Dafür brauchte es Shirley Manson.

Die drei Männer von Garbage waren sich einig, dass sie eine Frontfrau wollten. Kein Girlie mit hoher Stimme, sondern eher jemand in der Art von Patti Smith oder Chrissie Hynde von den Pretenders. Eines Nachts sah Steve Marker bei MTV ein Video der schottischen Band Angelfish, bei

der Manson damals sang. Nach Erfolgsproduzentenart liessen die Garbage-Männer die Sängerin kurzerhand ins Studio einfliegen und liessen sie in einem Raum allein, damit sie sich mit den Stücken beschäftigen konnte. Doch dieses «Mach mal» verunsicherte Manson, und als es den Herren in den Sinn kam nachzuschauen, fanden sie ihre Sängerin in spe auf dem Sofa mit der Studiokatze spielend.

Ein harziger Auftakt. Doch bald entstanden Songs, die zu den spannendsten der 1990er zählen. Das Stop-and-Go des Openers «Supervixen»; «Vow», aufgeladen mit Sex und Aggression und «Only Happy When It Rains», die Hymne für den adoleszenten Weltverdross.

Shirley Manson sang diese Lieder nicht nur mit einer dunklen, suggestiven Stimme, sondern versah sie auch mit Texten, die zu reden gaben. «I can't believe you fake it», sang sie dem «Stupid Girl» ins Gewissen und hatte Zeilen parat wie «I came around to tear your little world apart – and rip your soul apart».

Feministisches Role Model

Das sass, und weil Manson in Interviews über Selbstzweifel und Autoaggressionen sprach und gern auch Anzügliches einstreute, erkannten sich viele junge Frauen in ihr wieder. Manson war nicht so explizit politisch wie ihre Zeitgenossinnen von den Riot Grrrls. Doch klare Meinungen zum Frausein und zu Geschlechterrollen äusserte sie gerne auch ungefragt. Und so definierte sie für die 1990er das feministische Role Model einer Leadsängerin in einer Rockband.

Das machte auch jungen Männern Eindruck. Shirley Manson war eine Frau, die einen Respekt lehrte und scharf machte. Sie wettete gegen Sexismus und sang «You can touch me if you want». Eine Geschlechterkämpferin mit frecher Klappe, roten Haaren und Netzstrümpfen – geil.

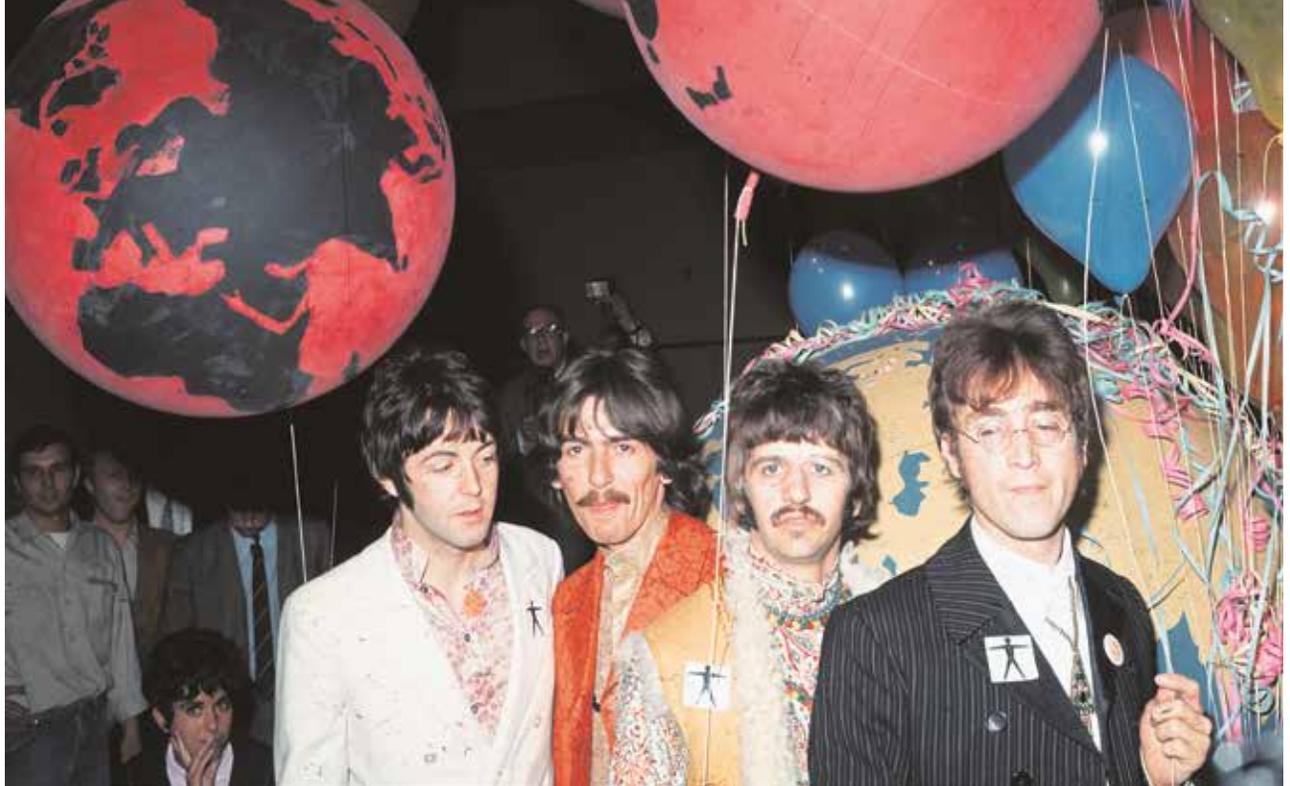
Eine Freundin deutlicher Worte ist Shirley Manson auch heute noch. «Sie sagen uns, Schönheit sei die höchste Währung. «Vogue» zeigt Kim Kardashian auf dem Cover. Wieso keine Wissenschaftlerin? Oder eine Schriftstellerin?», fragte sie im «Billboard»-Magazin.

Ihre Hintermänner wissen derweil immer noch, wie man ein paar vernünftige Songs produziert, wie die zwei Alben seit der Wiedervereinigung 2012 zeigten.

Diesen Samstag spielen Garbage im überschaubaren Rahmen der River Nights im Z7 in Pratteln. Auf dem aktuellen Tourprogramm steht knapp die Hälfte der Songs aus dem ersten Album. Die Produzenten haben dem heute etwas veraltet wirkenden Klangbild der Studioversionen für die Live-Aufführung bestimmt das eine oder andere Update verpasst. Und vor allem haben sie immer noch Shirley.

tageswoche.ch/+0txfc ×

Samstag, 6. August, ab 15 Uhr: River Nights im Z7, Pratteln, mit Garbage, Richard Ashcroft, The Subways u.a.



Auch beim Ausblenden die Grössten: Die Beatles zelebrierten gerne mal die Kunst des Fade-out.

FOTO: GETTY IMAGES

Zeitmaschine

In der Popmusik werden viele Stücke am Ende einfach ausgeblendet. Was nach Bequemlichkeit klingt, hat seinen Sinn.

Schlussmachen oder ausplempern lassen?

von Hans-Jörg Walter

Ich habe meine digitale Musikbibliothek durchgehört und durchgezählt: Wie viele Stücke haben einen sorgfältig komponierten Schluss? Wie viele werden einfach ausgeblendet? Die Ausblender gewannen mit 615:154. Was bedeutet das? Anfangen ist einfacher als aufhören? Oder sind viele Musiker einfach zu faul, ein anständiges Ende aufzunehmen?

Sagen wir es so: Schluss machen ist nicht nur in einer Beziehung schwer, auch Komponisten und Musiker kämpfen zuweilen damit. Seit den Fünfzigerjahren hat sich diese Art verbreitet, Musikstücke auszublenden. Böse Zungen behaupten, das habe mit der Fantasielosigkeit der Popmusikschreiber zu tun.

Dabei ist das sogenannte Fade-out mehr eine Erfindung der Radiomacher. Im vordigitalen Zeitalter mussten die Musikstücke nämlich von Hand nacheinander auf Plattenspielern oder Tonbandmaschinen abgespielt werden und die

Dauer der Liedchen auf die Ansagen und die Nachrichten angepasst werden. Also wurde einfach ein- und ausgeblendet, egal, was sich der Interpret als Anfang oder Schluss ausgedacht hatte.

Das schmerzte die sensiblen Künstler natürlich in der Seele und darum begannen die Pophelden der Sechzigerjahre, diese halbgenen Schlüsse gleich selbst aufzunehmen. Die Beatles etwa zelebrierten einige wunderbare Ausblender – die Erdbeerfelder oder auch der Diamantenhimmel klingen nach, als seien sie ein Teil der Unendlichkeit.

Emotionaler Nachhall

Das liegt nicht nur am Genie der Fab Four, sondern offenbar in der menschlichen Natur: Forscher der Hochschule für Musik, Theater und Medien in Hannover untersuchten das Phänomen wissenschaftlich und fanden dabei heraus: «Ein Fade-out verursacht so etwas wie einen «emotionalen Nachhall» in unserer Wahrnehmung, bei dem der Puls der Musik in unserer Vorstellung noch einige Sekun-

den nach dem physikalischen Ende des Stücks weiterläuft.»

Das funktioniert allerdings nur, wenn dem Fade-out Stille folgt. Und das ist dort, wo die Musik auf Funktionalität getrimmt ist, nicht der Fall. Nehmen wir die Tanzmusik: Ob Discohits aus den 70ern oder das elektronische Bumm-Bumm der Gegenwart: Musik, die für DJs gemacht ist, kommt kaum einmal zu einem abrupten Schluss, denn da müsste der Plattenleger ja gespannt warten, um ja den Anschluss nicht zu verpassen. Ausgeblendetes ist da viel gutmütiger: Einfach was Neues einblenden, merkt eh keiner.

Der Ohrwurm schleicht langsam weg

Musikpsychologen plädieren allerdings dafür, diese Praxis vieler Radiosender und Clubs zu überdenken. Denn das Abwarten der originalen Ausblendung, so die Wissenschaftler, könnte für Hörer eine neue und angenehme Musikerfahrung werden, da sie einen sanfteren Übergang in den nächsten Track oder zurück in die Alltagswelt ermöglicht und auch dem menschlichen Verhalten entspricht, angenehme Zustände möglichst lange aufrechtzuerhalten.

Interessante Forschungsperspektiven dieser Studie ergeben sich in Sachen «Ohrwurm». Denn die Statistik beweist, dass Songs mit einem Fade-out-Ende durch die imaginäre Fortsetzung im Hirn des Zuhörers ein höheres Ohrwurm-Potenzial besitzen als Songs mit einem kurzen harmonischen Schluss ohne Fade-out-Ende.

Ja wenn das so ist., dann dürfen gern noch mehr Stücke mit Fade-out in meine Musiksammlung eingehen.

tageswoche.ch/+5kq7v

×

Wer Fisch, Kuchen und sanfte Seebrisen mag, ist am Lac de Morat genau richtig. Und der Wein schmeckt schon mittags.

Am Fusse des Mont Vully

von Muriel Gnehm

Wenn ich den Canal de la Broye überquere, auf dem die Schiffe zwischen Murten und Neuenburg kreuzen, fühle ich mich stets ein bisschen so, als käme ich nach Hause. Vor mir liegt Sugiez, ein freiburgisches Dorf, das weit weniger hübsch ist als seine Nachbarn Nant und Praz mit ihren pastellfarbenen Bauernhäusern.

Dafür steht hier eine Hütte, die mein Urgrossvater einst baute. Ohne Strom, ohne Dusche, ohne warmes Wasser; nur ein Raum mit vier Betten, dicken Spinnweben und einem ganz eigentümlichen Geruch. Der «Sugiez-Duft», wie wir ihn als Kinder liebevoll nannten, ein Gemisch aus modriger Feuchtigkeit, Staub und Holz.

Es ist nicht so sehr diese Hütte, die mich Sommer für Sommer hierherlockt. Es sind die Erinnerungen und die romantische Landschaft dieses unbedeutenden Fleckens in der Romandie.

Hinter der Hütte erhebt sich der dunkelgrüne Mont Vully, der weniger wie ein Berg als wie ein Schutzwall für die unterhalb liegenden Dörfer aussieht. Auf ihm wächst in Reih und Glied der Vully, den man hier schon mittags in jeder Beiz bestellt. Der herbe Weisswein passt zu Fisch wie Fondue und kostet in den Restaurants der Region weit weniger als eine Cola.

Ferne und Erholung sind so nah

Vor der Hütte plätschert gleichmässig der Lac de Morat, als möchte er einen schon nachmittags in den Schlaf Schaukeln auf dem Strandtuch. Am Ufer gegenüber zeigen die zwölf Festungstürme von Murten gen Himmel, der hier immer etwas blauer wirkt als anderswo, schräg dahinter – schneebedeckt und mächtig – erkennt man Eiger, Mönch und Jungfrau. Und wenn man nun in die kühlen Wasser des Sees gleitet, während eine Entenfamilie vorbeipaddelt, geht einem der Gedanke durch den Kopf, dass Ferne und Erholung doch so nah sein können.

Später an diesem Nachmittag steige ich in den Cave Guillod hinab, einen Weinkeller in Praz. Während sich draussen die Cabrios vor den Restaurant-Parkplätzen

stauen und die Harley-Davidsons vorbeijagen, scheint hier drinnen die Welt stillzustehen. In einer Ecke steht eine Weinpresse, die längst ausgedient hat, und die Chef/in erzählt in ruhigem Ton von ihren Reben und giesst dazu einen Weisswein des Hausberges nach dem anderen in Gläser, grad so, als hätte sie den ganzen Nachmittag Zeit.

In guter Stimmung bestelle ich danach die legendären Filet de perche meunière à la mode du patron im Restaurant Bel-Air und gucke den Waterbikern zu, die über das Wasser radeln, bis alle Velos fast gleichzeitig umkippen und der See für kurze Zeit unbevölkert, ruhig und tiefblau daliegt.

Nach einem grossen Stück Gâteau de Vully, eine Art Hefekuchen mit Rahm und eine Spezialität der Region, von der man nie genug kriegen kann, lausche ich dem Kreischen der Möwen, die ihr eigenes Seemannslied anstimmen. Als der Mond aufgeht, wird es Zeit, nach Hause zu spazieren. Und während ich mich zum fröhlichen Quaken der Frösche müde in den Schlafsack wickle, denke ich noch, ich sollte öfter hierher kommen.

tageswoche.ch/+e2byx

×

Unbedeutender Flecken in romantischer Landschaft: Lac de Morat.

FOTO: M. GNEHM

Für Fischliebhaber

Hôtel Restaurant Cave Bel-Air, Route Principale 145, Praz.

Für Gourmets

Romantik Hôtel de l'Ours, Route de l'Ancien Pont 5, Sugiez.

Für Sportfreaks

Beim Restaurant Bel-Air können Waterbikes und Stand-up-Paddlings gemietet werden.

Für Seetüchtige

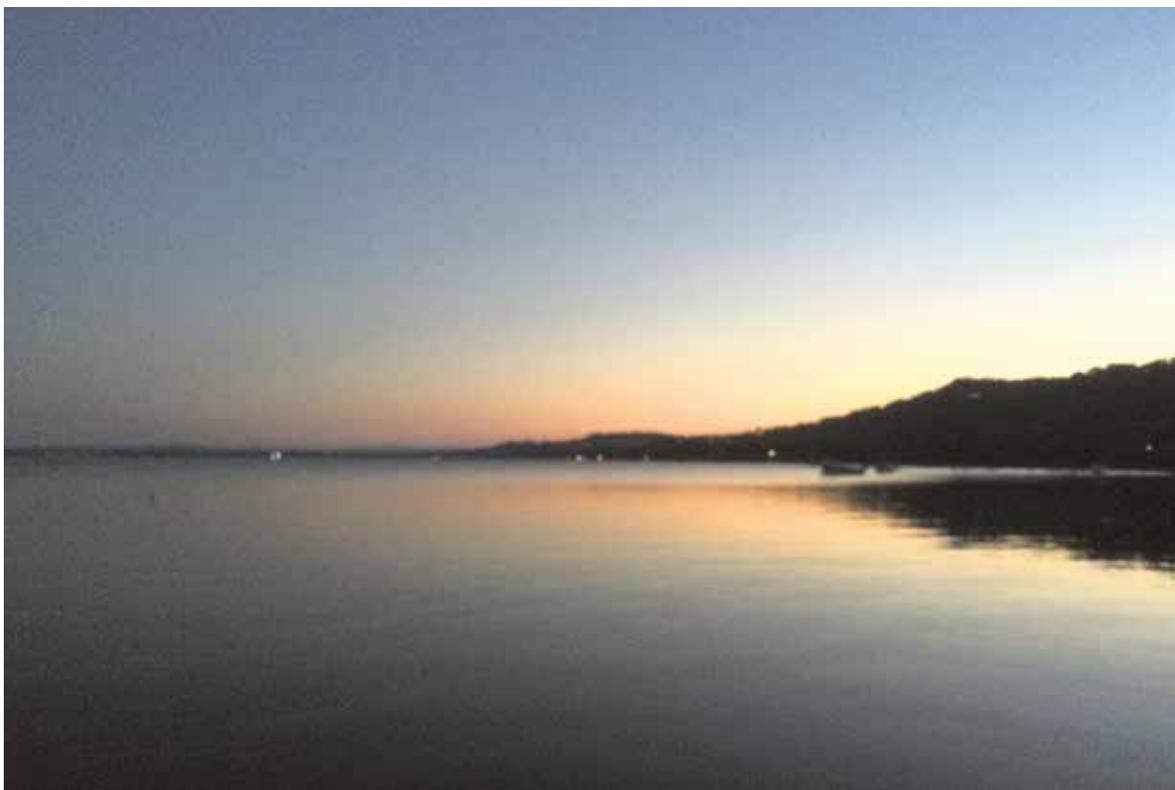
Schiffahrt Murtensee.

Für Regenwetter

Besuch der Schokoladenfabrik Maison Cailler, Rue Jules Bellet 7, Broc.

Eat dessert first (unbedingt kosten!)

Gâteau de Vully in der Boulangerie Pâtisserie Guillaume, Route de Chaumont 4, Sugiez.



Kreuzworträtsel

Muschel mit sehr harter Schale	grosser Staat in Osteuropa	7	it. Stadt u. Spumante	runde aromatische Frucht	dieses Haus im Zolli	die Floyd, berühmte Popband	er und Frieden, so der Buchtitel v. Tolstoi	Dreifachkonsonant	Planet	sie flüstert im Theater im Notfall helfend zu			
					Gebäude f. Gesangsspiele	5							
in der CH einer wie BS			grösste griech. Insel	6	er war mal Bundesrat		kurz f. Kreditinstitut	Internetadresse von Haiti	altägypt. Gottheit				
					wir nennen ihn auch Grosskind			er fliegt in der Nacht Gemüse, gut m. Dill	11				
Sporthemd	chem. Zeichen für Radon				seltsam, spassig	8		Klangkünstler Urs ... von Gramophone 2010					
Gedankenblitz								United Nations, Abk.	kurz geratener Dienstag				
alte Ölpflanze	sitzen, wie Schotten sagen		Monat					Wertpapier	Dezilliter, knapp gesagt				
9										4			
Kloster mit Abt	diese Fondation in Riehen		weibl. Keimzelle					Basler Strasse: ...berg	Greifvogel	im Trend, also so sein			
									bevor nicht				
männl. Person	für (was auch immer)		knappe Bilanzsumme		Gefieder f. Zoologen		Kapuzenmantel nordafrik. Männer	auf dem Rücken getragene Last	europ. Hauptstadt	2	unbest. franz. Artikel		
			Farbe				Unterwelt in der griech. Mythologie					an hoch gelegener Stelle	Edelmetall
Gemüse, Kügelchen					spezielles Viereck						ziehende Strömung		
10					elektr. geladenes Atom B.I. = indon. Ferieninsel		Länderkürzel v. Chile				das GA der SBB ist eines		
Glanzpunkt	es dreht sich				Lurche				der Jacques, einst grosser Chansonnier	1			
"Hausberg" von Luzern					Autokennzeichen von Sion		dicht, nahe				.a.y = extravaganter junger Mann		

**HIER
KÖNNTE
IHR INSERAT
STEHEN**

Lösungswort:

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----	----



MITMACHEN UND GEWINNEN

Senden Sie eine SMS an die Nummer 343: **TW Lösungswort, Name und Adresse** (r.- SMS) oder unter www.tageswoche.ch/kreuzwort. Lösungswort der letzten Woche: MUSIKSCHULE

ZU GEWINNEN:

Wir verlosen einen Pro Innerstadt Gutschein (50 CHF). Gewinnerin: **Stefanie Solèr**

Auflösung der Ausgabe Nr. 31

Impressum

TagesWoche
6. Jahrgang, Nr. 32;
verbreitete Auflage:
10 800 Exemplare (prov. Wemf-
beglaubigt, weitere Infos:
tageswoche.ch/+sbaj6),
Spitalstrasse 18,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint
täglich online und jeweils am
Freitag als Wochenzeitung.

**Chefredaktion/
Geschäftsleitung**
Christian Degen
Digitalstrategie
Thom Nagy
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Karen N. Gerig
(Stv. Chefredaktorin),
Amir Mustedanagic
(Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden
(Leiter Produktion),
Gabriel Brönnimann
(Leiter Region),
Tino Bruni (Produzent),

Mike Niederer (Produzent),
Hannes Nüsseler (Produzent),
Jonas Grieder
(Multimedia-Redaktor),
Renato Beck,
Yen Duong,
Elin Fredriksson (Praktikantin),
Naomi Gregoris, Stefan Kempf,
Christoph Kieslich,
Marc Krebs,
Felix Michel,
Matthias Oppliger,
Jeremias Schulthess,
Dominique Spirgi,
Samuel Waldis
Redaktionsassistentz
Béatrice Frefel

Layout/Grafik
Anthony Bertschi,
Carol Engler
Bildredaktion
Nils Fisch
Korrektorat
Yves Binet, Chiara Paganetti,
Irene Schubiger,
Laura Schwab,
Martin Stohler,
Dominique Thommen,
Jakob Weber
Verlag und Lesermarkt
Tobias Gees
Abodienst
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch

Anzeigenverkauf
COVER AD LINE AG
Tel. 061 366 10 00,
info@coveradline.ch

Unterstützen Sie unsere Arbeit
mit einem Jahresbeitrag
Supporter: 120 Franken pro Jahr
Enthusiast: 220 Franken pro Jahr
Gönner: 500 Franken pro Jahr
Mehr dazu: tageswoche.ch/join

Druck
Mittelland Zeitungsdruck AG,
Aarau
Designkonzept und Schrift
Ludovic Balland, Basel



Unersetzbar.



Unzersetzbar.

Es dauert 500 Jahre, bis sich Plastikabfall zersetzt. Unsere Ozeane drohen zu gigantischen Mülldeponien zu werden – mit tödlichen Folgen für die Meeresbewohner.
Unterstützen Sie unsere Kampagne für saubere Meere: ocean care.org



AZA
CH-4001 Basel
PP/Journal

Post CH AG

TagesWoche
Neue Medien Basel AG
Spitalstrasse 18, 4001 Basel
Redaktion: 061 561 61 80
Abo: 061 561 61 61
tageswoche.ch



KLEINANZEIGEN

Kontakt: tageswoche.ch/kleinanzeigen

RAPUNZEL – TANZPERFORMANCE

RAPUNZEL ist eine Neuinszenierung des altbekannten Märchens der Brüder Grimm. Die Geschichte wird tänzerisch neu interpretiert. Die rund 40-minütige Performance wird von drei Tänzern dargestellt. Tanz & Choreografie: Arlette Dellers, Pia Ringel, Thomas Lang

Premiere:
07.10.2016
20 Uhr, Safe, Mitte Basel

Weitere Aufführungen:
08.10.2016
20 Uhr, Safe, Mitte Basel

09.10.2016
18 Uhr, Safe, Mitte Basel

FERIENHAUS

Vermiete hübschen ehemaligen Stadel am Waldrand, im Rhönental oberhalb Leuk-Stadt, mit wunderbarer Weitsicht. Mit ÖV oder Auto zu erreichen. Im Parterre befinden sich Küche, Wohnraum, WC/Dusche und im 1. und 2. Stock insgesamt 5 Betten.

START-UP DESIGN-THINKING-COCKPIT – GEMEINSCHAFT

Im St. Johann in einem Hinterhof gibt es ein 35m² grosses Loftzimmer mit gemeinsamer Küche und Dachterrasse. Dieses Zimmer bietet Raum für ein Gemeinschaftsbüro, eine Galerie oder auch Raum für interessierte, design-thinking Querdenker.

KLANGLIEGE / KLANGMASSAGE

Sanfte Auszeit, Tiefenentspannung, Abtauchen, Loslassen, Geniessen. Herzlich willkommen, anmelden unter www.klangmassage-basel.ch. Praxis am Kohlenberg 11, direkt am Barfüsserplatz.

JOBS

Kontakt: tageswoche.ch/jobs

STUDENTISCHE HILFSKRAFT (STUNDENLOHNBASIS)

Aufgabenbeschreibung:
Du unterstützt das jacando-Team bei seinen täglichen Arbeiten in den Bereichen Marketing, Technologie sowie Customer Service.
Du erhältst direkt eine vollwertige Aufgabe übertragen, die Deinen Fähigkeiten und Interessengebieten entspricht.

Wir bieten eine attraktive Perspektive:
Du bist direkt beteiligt am Aufbau eines echten, innovativen Start-ups.
Du bist Teil eines gut eingespielten Teams mit entsprechendem strategischem und operativem Denken.

STUDENTISCHE HILFSKRAFT (STUNDENLOHNBASIS) – MUTTERSPRACHE ITALIENISCH

Aufgabenbeschreibung:
Du unterstützt das jacando-Team bei seinen täglichen Arbeiten in den Bereichen Marketing, Technologie und Customer Service.
Du erhältst direkt eine vollwertige Aufgabe übertragen, die Deinen Fähigkeiten und Interessengebieten entspricht.

Anforderungsprofil:
Du sprichst italienisch als Muttersprache und bist sicher in der Kommunikation auf Deutsch. Weitere Fremdsprachenkenntnisse sind von Vorteil.
Du hast Interesse an einer studentischen Stelle mit einer Arbeitszeit zwischen 8 und 16 Stunden je Woche (1–2 Tage je Woche).
Du bist aktuell an einer Universität oder Fachhochschule eingeschrieben.